Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zweiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 1 — Marburg i. H., den 2. Januar — 1908

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Die Unveränderlichkeit Gottes — Weltanschauung als Heilfaktor — Ruskin — Neue Danteliteratur — Bilder aus der Geschichte der weiblichen Diakonie. 1 — Mütter und Töchter — Von aktuellen Sachen. 1. Vom Parteinehmen; 2. Vom Kepler-Bund — Verschiedenes: Die Wartburg (Großherzog Carl Alexander); Noris (Pöhlmann); Landjugend (Sohnrey); Gegen den Religionsschutz durch das Strafgesetz (Pfannkuche); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Unveränderlichkeit Gottes

Psalm 102, 27

Wenn wir am Beginn eines neuen Jahres stehen, so ist der erste Eindruck, den wir empfangen, die Tatsache der Veränderung, des Uebergangs vom Alten zum Neuen. Wir grüßen das Jahr mit dem Gesang:

Läut aus, was alt, läut ein, was neu,
Läut aus, was falsch, läut ein, was treu,
Läut aus den alten Geiz und Neid,
Läut aus den alten Zank und Streit,
Läut ein Mannestat tapfer und frei,
Dazu Christum, der in uns mächtig sei!

Aber hinter diesem Eindruck der Veränderung liegt der viel tiefere und uns stark machende Gedanke der Unveränderlichkeit Gottes. „Die Himmel . . . werden vergehen, aber Du bleibst. Sie werden alle veralten wie ein Gewand, sie werden verwandelt werden wie ein Kleid, wenn Du sie verwandeln wirst. Du aber bleibest, wie Du bist und Deine Jahre nehmen kein Ende.“ Ueber die Kluft der Jahre, über den Abgrund der Jahrhunderte spannt sich diese beständige, unablenkbare und unwandelbare Einheit der göttlichen Absichten, und inmitten der Veränderung und des Wechsels der Zeiten, die sich ändern wie man ein Gewand wechselt, nehmen seine Jahre kein Ende.

Dieser Glaube an die Beständigkeit Gottes ist es, was uns aufrecht erhält in einer Welt voll Veränderung. Die ganze Geschichte der Wissenschaft und der Logik, ja das ganze menschliche Denken ruht auf dieser Ueberzeugung der Unverletzlichkeit und Einheit des Universums und geht von der Voraussetzung aus, daß wir mit dem Unveränderlichen selbst zusammenhängen. Und wenn wir an die Erfahrungen unseres Lebens denken: die ganze Bürgschaft unseres Friedens, unseres Vertrauens, ja unserer geistigen Gesundheit ruht auf der Gewißheit, daß unsere Liebe und unsere Ideale nicht von dem Wechsel der Jahre berührt werden. Wir gehen unsern Weg, indem wir durch das Dunkel stolpern und nach dem Licht ausschauen: aber wir können mutig vorwärts schreiten, wenn wir etwas Festes vor uns sehen, einen Stern über uns, zu dem wir aufblicken und nach dem wir unsere Richtung nehmen können. Der Schiffer steuert seinen Kurs durch das pfadlose Meer: er muß rechts und links kreuzen, je nachdem der Wind weht. Was ihn sicher in den Hafen leitet, das ist die Nadel, die immer die gleiche Richtung zeigt. Wenn er auf sie blickt, so kann er sagen: Gott sei Dank, daß ich trotz Gegenwind und stürmischer See einen Führer habe, der niemals schwankt. So erneut jede Erfahrung der Veränderung das Bedürfnis nach Unveränderlichkeit, nach der Gewißheit, daß unser Leben nicht die Beute der schwindenden Jahre wird, sondern in der Zeitlosigkeit und Unveränderlichkeit Gottes geborgen ist. „Was ausgezeichnet ist,“ sagt Emerson, „so wahr Gott lebt, das ist ewig.“ Vieles aus unserem Leben können wir ablegen wie ein Gewand, das wir wechseln: aber es gibt Zwecke und Hoffnungen, deren Jahre kein Ende nehmen, und ruhig können wir die Schranken durchschreiten, mit denen wir herkömmlicherweise die Jahre von einander scheiden, denn uns halten ewige Arme. Ein Dichter, der alles Elend der Veränderung und des Wechsels von Zuversicht und Furcht kannte, singt:

Dies meiner Seele Zuversicht:
Vergehe ich, die Wahrheit nicht.
Und mag mein Fuß gar irre gehn,
Du bleibst ohn Wandel fest bestehn!
Ich strauchle — und gedenke Dein,
Fest wird mein Schritt: denn Du bist mein.

Francis G Peabody

Weltanschauung als Heilfaktor

1

Zu einem Professor der Medizin kommt ein kaufmännischer Beamter und erbittet seinen Rat wegen eines hartnäckigen Magenleidens. Dieser sagt zu ihm: Sie sind nicht magenleidend, sondern Sie haben Etwas auf dem Gewissen, was Sie drückt. Der Mann antwortet: Woher wissen Sie das? Es ist wahr, ich habe Unterschlagungen gemacht und lebe in beständiger Angst.

Diese kleine Begebenheit beweist zunächst nur den Scharfblick des betreffenden Professors und könnte damit auf sich beruhen. Ich möchte sie aber anders deuten, nämlich als ein Symptom eines leise sich vollziehenden Umschwungs in der Krankheitsauffassung weitsichtiger Aerzte. Jahrzehnte lang hat in der Medizin die Materie geherrscht. Der Bazillus oder andere Schädlinge verursachten die Krankheit, die Abstammung und das Milieu schufen den geistigen und körperlichen Zustand des Menschen. Durch die dem medizinischen Heilschatze zu Gebote stehenden verschiedenartigen Mittel suchte man die physikalischen oder chemischen Vorgänge, die sich in den Zellen des Menschenwesens vollziehen, zu fördern oder zu hemmen.

Der Hochmut liegt mir fern, über diese Periode medizinischen Arbeitens geringschätzig zu urteilen; sie war zeitgemäß und deshalb notwendig und richtig. Aber sie hat nicht alle Hoffnungen, die man an sie knüpfte, erfüllt. Den verwickelteren Zuständen des Nervenlebens und damit auch des körperlichen Daseins kann man doch allein von der materiellen Seite aus nicht beikommen.

Geht eine Berufsauffassung einseitig nach einer Richtung, so kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß gleichzeitig eine Anzahl von Menschen, gleichsam von einem Naturgebot der Reaktion getrieben, einseitig nach der entgegengesetzten Richtung wandert. Diese Menschen können Berufsgenossen sein oder solche, die auf diesem Gebiete als Dilettanten

spielen, also was man auf dem ärztlichen Gebiete mit dem geschmackvollen Namen Kurpfuscher bezeichnet. Als die ausgeprägtesten und deshalb seltsamsten Vertreter derer, die auf dem Gebiete der Krankheitsauffassung nach links marschieren, können etwa die Anhänger der aus Amerika stammenden „christlichen Wissenschaft" gelten, welche die Krankheit als gar nicht wirklich vorhanden betrachten und sie deshalb folgerichtig weniger wegbeten als vielmehr wegdenken wollen. Ihnen ist die Materie gar Nichts.

Wenn jede der beiden Richtungen prinzipientreu fortschreitet und weder nach links noch nach rechts sieht, wird sie immer starrer, immer dogmatischer, unzugänglicher werden und das wahre Leben entgleitet ihren Fingern.

Ein überzeugter Vertreter der medizinischen Wissenschaft, besonders der Psychiatrie, wird vielleicht die obige Darstellung für gefälscht erklären und hinweisen auf die Menge von Arbeit, welche schon darauf verwendet worden ist, den Einfluß der Psyche auf das körperliche Befinden festzustellen. Er wird sagen, ich solle mich erst darum kümmern, wieviel z. B. über die Hysterie beobachtet und geschrieben worden ist. Zugegeben. Aber übt im Großen und Ganzen diese Erkenntnis einen großen Einfluß auf die Praxis aus? Gewiß. Man denke nur an die Verwendung der Hypnose zur Heilung krankhafter Zustände sowie an den mächtigen Einfluß, den die Willenskraft tüchtiger Aerzte auf das Nervenleben ihrer Patienten sich erzwingt und der oft den Hauptteil ihrer Kur ausmacht. Ist nicht der Begriff Suggestion eine Macht geworden, unter deren Zauberwirkung fast alle geistige Tätigkeit steht? Wir sehen neue Türen offen, die unseren Vorvätern verschlossen waren.

Ja, Viele sehen hoffenden Auges hinein in dieses Zukunftsland, aber zumeist werden nur Einzelwirkungen erzielt und Einzelwirkungen erstrebt. Man arbeitet von Fall zu Fall, nicht unter großen Gesichtspunkten und Zielen.

2

Den Anlaß zu diesen Erwägungen gab ein Buch des Dr. J. Marcinowski, Nervosität und Weltanschauung. (Berlin, Otto Salle. 3 Mk.) Als zweiter Teil ist ihm eine kurze Theorie vom Wollen und Können beigefügt. In dem Buche liegt das warme Empfinden eines Mannes, der ein Stück seiner eigenen Seele gibt. Im Nachworte des ersten Teiles berichtet er über seinen eigenen Werdegang. Als er in seiner Jugend Darwin und Haeckel kennen gelernt hatte, glaubte er mit seiner Weltanschauung abgeschlossen zu haben. Dann aber heißt es weiter:

> Als ich eines Tages auf der anderen Seite lustwandeln ging, fand ich einen alten Wegweiser, der wies über die Straße hinaus, die ich ernst dahergestürmt kam, und ich ging ihm nach und erblickte lachende Gefilde von einer Schönheit, die ich vordem nicht gekannt, und Idealismus nannte der Weiser das Land, auf das er zeigte. Aber es war nicht leicht dahin zu gelangen, harte Mühe hatte ich, aber überreich ward ich belohnt. . . . Auf dem Wege des Determinismus gelangte ich zur sittlichen Freiheit und zur Erkenntnis der Grundlagen der Verantwortlichkeit. — Auf dem Pfad der inneren Motive bog ich plötzlich um einen Felsenvorsprung, den Egoismus, und dahinter breitete sich das Gefilde des Altruismus aus, das ich für ein Phantasma gehalten hatte . . . Das ertötende Einerlei des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft befreite sich mir in dem Jubelruf „steigende Werte." Das fühllose All war eine große Seele für mich geworden, und aus dem Empfinden derselben wuchs riesengroß die überwältigende Wahrheit der aufsteigenden Entwicklungstendenz des Ganzen, an der auch ich teil hatte.

Dieser Entwickelungsgang ist in der gegenwärtigen Geistesströmung nicht so außergewöhnlich, daß er von sich aus in diesem Blatte die eingehende Besprechung erforderte. Auch das Weltanschauungsbild, das Marcinowski in einer Reihe von Gesprächen entrollt, kann ich nicht ohne Kritik ansehen. Er nimmt die Farben und die Gefühlstöne nicht nur aus der naturwissenschaftlichen Gedankenwelt, sondern auch aus den bekannten philosophischen Systemen, den uns nahestehenden Religionen und aus den Glaubenslehren des Ostens. Man hat bisweilen den Eindruck, als ob den Gedanken, die er entlehnt, ihre Seele und ihre Kraft genommen würde, wenn sie aus dem Mutterboden herausgerissen werden; solche Gedanken können in ihrer Losgerissenheit zwar eine Weile fortleben, aber dann fangen sie an zu kränkeln und welk zu werden. Die fortschreitende Gedankenarbeit auf dem Felde der evangelischen Theologie scheint Marcinowski völlig unbekannt zu sein. Doch darüber wollen wir nicht mit ihm rechten. Die Bedeutung des Buches liegt nicht in dem System, sondern darin, daß damit Ernst gemacht wird, diese Gedankengänge auf die Praxis anzuwenden.

Als Leiter eines Sanatoriums will Marcinowski seine nervösen Patienten dadurch zur Gesundung führen, daß er ihnen eine Weltanschauung vermittelt, die ihnen eine innere Ruhe geben soll:

> Ich fand unter meinen nervösen Patienten eine so erschreckend große Anzahl solchermaßen ideell Gestrandeter, daß ich tatsächlich daran denken mußte, gerade hier zu helfen; denn das erkannte ich gar wohl, die Kraft, das Leiden zu überwinden, fehlte ihnen darum, weil es ihrer ganzen seelischen Grundlage an positiver Kraft gebrach. Und wie Vielen davon gebrach es auch an moralischem Sinn, an sittlichem Gehalt schlechtweg überhaupt. Ein Spielball ihrer Gelüste jagten sie von Genuß zu Genuß, um haltlos immer elender und unbefriedigter zusammenzusinken.
>
> Da sagte ich mir, es sei meine Pflicht als Arzt, die schwachen Triebe solcher Kranken aufzurütteln und zu der Logik, die ihr Vorstellungsleben ins Gleichgewicht bringen sollte, die nötige Menge Idealismus hinzuzufügen; denn Logik ohne starke Gefühlsbetonung schafft es nicht. Und ich sah Kranke genesen, an denen alle Mühe bisher vergebens gewesen war, und sie wurden jenen Leidenden ähnlich, die voll starken Glaubens ihr Schicksal tragen und nicht murren mit ihrem Herrgott . . .
>
> Wichtiger noch als die Lebensweise ist die Lebensauffassung für den kranken Menschen. Aus ihr leitet sich die Grundstimmung her, die für Leiden und Heilung von weittragendster Bedeutung ist . .
>
> Erlösung kann uns nur werden durch eine Weltanschauung, die uns Frieden schließen läßt mit dem Weltgeschehen . . .
>
> Jedenfalls muß sie [d. h. diese Ruhe] die Grundlage für jedes seelische Heilbestreben abgeben.

3

Wichtig ist an diesen Ausführungen vor allem die Tatsache, daß die Weltanschauung als Heilfaktor eingestellt wird. Speziell wird eine bestimmte Ausgestaltung des naturwissenschaftlichen Monismus dazu verwendet, eine bewußte Willensbeeinflussung auszuüben, d. h. Seelsorge zu treiben in entsprechender Weise, wie sie in den Kirchen und Schulen auf dem Boden der konfessionell-christlichen oder christlich-humanistischen Weltanschauung ausgeübt wird.

Ist eine Weiterentwickelung in dieser Richtung zu wünschen? Auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, antworte ich: Ja.

Es gibt eine große Anzahl von Gliedern unserer evangelischen Kirche — ebenso in der katholischen Kirche —, die den kirchlichen Grundanschauungen entfremdet sind. Ferner gibt es solche, bei denen die Scheidewand in Wirklichkeit nicht so groß ist als es scheint, aber es sind Mißverständnisse aufgetürmt, die den Blick verbauen; jedenfalls ist wenig Aussicht vorhanden, ihr Gemütsbedürfnis mit den Mitteln der kirchlichen Seelsorge zu befriedigen. Viele Vertreter dieser beiden Gruppen wenden sich dem naturwissenschaftlichen Materialismus zu. Ist dessen Höhepunkt wissenschaftlich gleich überschritten, so ist doch im praktischen Leben sein Herrschaftsgebiet noch groß. Er wirkt auf die Charakterbildung verschieden ein: entweder verstandeskalt, klar und hart wie Eis. So erzieht er Menschen, die nur mit dem Intellekt leben, vielleicht Wahrheitsfanatiker, mit großen klugen kritischen Augen ohne allen mystischen Glanz. Sie werden dem Wissen der Menschheit vorwärtshelfen, aber wir möchten nicht, daß die Mehrzahl unserer Gebildeten so klar und kalt wird; das Gemüt könnte in dieser Atmosphäre erfrieren. Oder er wirkt erdrückend: der Einzelne ist Nichts. Er fühlt die Macht des Weltalls und er geht unter, ohne persönliches Leben, ohne Ich, ohne Hoffnung. Der allmähliche Erwerb von Jahrtausenden an Persönlichkeits-Gehalt wird verspielt in einer Nacht. Oft folgt daraus die Erschlaffung des sittlichen Willens. Die alten Motive der Sittlichkeit sind gefallen, und neue können nicht im Handumdrehen zwingende Gewalt erhalten. Für diese Naturen sind Idealisten des Monismus ein dringendes Bedürfnis, die mit Marcinowski sagen: „Unglaube ist Schwäche — Glaube ist Kraft und Können." In diesem Sinne und Umfange begrüßen wir Dr. Marcinowskis Bestrebungen.

4

Ob diese weltliche Seelsorge das tiefste Gemütsbedürfnis unseres Volkes befriedigen kann? Ob sich hier etwa die Grundstimmung bildet, aus der die von Vielen ersehnte neue Religion herausgeboren wird? Meine Ueberzeugung ist: Nein. Bei aller Wärme, bei aller Menschenliebe, bei aller Kraft des monistischen Gedankens fehlt ihm Eins, was die Menschenseele verlangt: die innere lebendige Wechselwirkung zwischen der Einzelseele und der großen Zentralgewalt des Daseins; das, was wir religiös nennen: einen lebendigen Gott, oder einen persönlichen Gott. Diese Ausdrücke tragen notwendigerweise wie alle Bezeichnungen für das, was über die Grenzen des Irdisch-Faßbaren hinausgeht, etwas Irdisch-Bildliches an sich, dem der einsichtige Mensch Rechnung tragen wird. Es wird kaum zweifelhaft sein, was sie besagen sollen. Der religiöse Mensch ist innerlich gewiß, daß dem höchsten Wesen Etwas innewohnt, was der Gemütswärme im Verkehr der Menschen untereinander entspricht. Ein im Sinne Marcinowskis gefaßter bewußtloser Drang, der erst im Menschen zum Bewußtsein kommt — in Anlehnung an Hegelsche und Schopenhauersche Gedankengänge — wird das religiöse Bedürfnis unseres Volkes nicht befriedigen, sondern es fordert für das gesamte Weltall einen zentralen Bewußtseins- und Gefühlsvorgang, von dem die entsprechenden menschlichen Seelenvorgänge nur ein Abglanz oder ein Erzeugnis sind.

Es ist klar, daß diese religiöse Gewißheit nicht auf dem Wege naturwissenschaftlicher Methode erwiesen werden kann, wie allen „Gottesbeweisen“ stets etwas unangenehm Schulmeisterliches anhaften wird. Sie liegt auf einem vollständig anderen Gebiete, demselben, auf welchem das Vertrauen zu einem Menschen wurzelt, das auch felsenfest dastehen kann und doch niemals einem Anderen bis zur zweifellosen Gewißheit andemonstriert zu werden vermag. Es handelt sich nicht um eine wissenschaftliche Hypothese zur etwaigen Erklärung vorhandener Denkschwierigkeiten, sondern um einen unmittelbaren Willensakt, dessen Entstehung und Begründung hier nicht näher ausgeführt werden kann.

Die Erhabenheit des Glaubenssatzes, der diesen inneren Willensakt in Worte zu formulieren sucht, wird dadurch nicht erschüttert, daß er oft in eine niedere Sphäre herabgezogen wird, sofern man die Religion zu egoistischen Zwecken entwertet, die eigenen Wünsche, Eigensinnigkeiten, Selbstsüchtigkeiten durchzusetzen hofft, indem man die Kräfte des allgewaltigen Wesens vor seinen kleinen Lebenswagen spannen will. Es würde leicht sein, diesen engen Gesichtskreis religiösen Denkens mit den krankhaft verengerten Gedanken vieler Schwachsinniger oder Paranoiker in Parallele zu setzen, bei denen die Dinge so viel gelten, als sie in Beziehung zu ihrer kleinen Person stehen. Die Gefahr dieser Verengerung ist stets vorhanden, aber sie liegt nicht im Wesen der Religion, sondern in der Schwachheit der einzelnen Individuen.

Auf diesem Gebiete bleiben, psychologisch betrachtet, viele Rätsel. Wenn die Religion warten müßte, bis sie eine lückenlose Aufklärung dieser psychologischen Schwierigkeiten bieten könnte, so würde sie nie zu irgendwelcher Gewißheit führen. Die Fülle des Lebens ist größer als das Maß unserer wissenschaftlichen Erkenntnis. Aber das ist die Eigentümlichkeit des religiösen Menschen, daß er, ohne im Einzelnen alle Schwierigkeiten beseitigen zu können, ein unendliches Vertrauen zur Zentralgewalt des Daseins hat, das ihm Seelenruhe und aufwärts steigende Tatkraft verbürgt.

Inwieweit diese religiöse Gewißheit nur als täuschende Autosuggestion einzuschätzen ist, inwieweit man sie, wie wir es tun, als eine Tatsache oder Forderung des Geisteslebens anzuerkennen hat, kann hier nicht erörtert werden. Jedenfalls beruht jedes tatkräftige religiöse Leben in der subjektiven Gewißheit der Wechselwirkung zwischen der Einzelseele und Gott. Sobald diese wegfällt, hört die stärkste Quelle religiösen Lebens auf zu fließen. Deshalb wird eine neue Religion unseres Volkes auf der von Marcinowski gelegten Grundlage nicht aufgebaut werden können.

5

Aus dem Gesagten ergibt sich zum mindesten so viel, daß auch unter solchen Menschen, die jeder neuen Erkenntnis froh ins Auge sehen, die Auffassungen verschieden sind. Es ist bei der gegenwärtigen Lage des Geisteslebens undenkbar, daß eine Weltanschauung allgemein verbreitet sein kann, wie es etwa in der Blütezeit des Mittelalters der Fall war. Wenn deshalb die Weltanschauung als solche als Heilfaktor eingestellt wird, so ist es von vornherein ausgeschlossen, daß eine bestimmte Weltanschauung als „normal“ eingeführt wird. Nur die Vorbedingung würde zu stellen sein, daß die zu Heilzwecken verwendete Weltanschauung den Menschen innerlich emporhebt und ihn dadurch im Kampfe gegen die hemmenden, niederdrückenden Einflüsse widerstandsfähiger und willensstärker macht. Ferner daß sie sich in der Persönlichkeit ihres Vertreters soweit zu einer starken einheitlichen Lebensmacht gestaltet hat, daß sie Andere mit einer Art Urgewalt packen und über sich selbst fortreißen kann, nicht nur in augenblicklich empfänglicher Stimmung, die gerade bei Nervösen keine Bürgschaft für die Zukunft bietet, sondern in fortdauernder Wirkung. Welche Gedankenwelt sich dazu am geeignetsten erweisen wird, kann nicht durch ein Vorurteil, sondern nur durch die Erfahrung festgestellt werden.

6

Jede neue Idee, die nicht nur wie ein Traum in der Luft schwebt, sondern in Handlung umgesetzt wird, entbindet neue Kräfte und schafft neue Gruppierungen.

Falls der Gedanke, Weltanschauung als Heilfaktor zu benützen, in weitergehendem Maße und bewußter geübt wird als bisher, so wird ein Einfluß auf die Medizin und auf die Theologie die Folge sein. Die Medizin wird, wenn ich als Nichtfachmann davon reden darf, genötigt werden, bei aller unabweisbaren Zerlegung ihres großen Arbeitsgebietes in viele Einzelgebiete sich immer wieder auf ihr größtes Ziel, die Hebung des geistigen und körperlichen Gesamtzustandes des Menschen zu besinnen, um dadurch der Menschheit ein festes Fundament für seine Weltaufgabe zu sichern. Sie wird sich, um den Weltanschauungsfragen gewachsen zu sein, nicht blindlings an eine in der Modeströmung befindliche Weltanschauung verschreiben dürfen, sondern den Blick offen haben für alle in der Gegenwart wirksamen Kräfte, auch für die Macht des religiösen Lebens.

Die Theologie wird einen großen Zwang erleben, die Materie, die Gewalt der brutalen Tatsachen zu achten und zu berücksichtigen, auf denen alles Geistesleben sich aufbaut; sie wird verstehen, daß das religiöse Leben keineswegs eine ganz unabhängige Größe ist, sondern mit den allgemeinen Existenzbedingungen des Menschen und seinem körperlichen und geistigen Werden eng verflochten. Dadurch wird sie an Wirklichkeitssinn und damit an Wahrheit gewinnen.

Die Ursprünge der Religion liegen in der Vergangenheit, die Theologie hat deshalb die Neigung, allzusehr historisch zu werden; es tut ihr gut, an das erinnert zu werden, was vor ihren Augen wird und wächst, während es der Medizin nützlich sein mag, von Zeit zu Zeit dahin zurückzuschauen, wo die Wurzeln der edelsten Regungen der gegenwärtigen Menschheit liegen, und zu erwägen, ob der naturwissenschaftliche Monismus einen ausreichenden Ersatz zu geben im Stande ist, wenn er diese Wurzeln zerschneiden will.

Große Aufgaben liegen in der Zukunft, die nur in gemeinsamer Arbeit zu bewältigen sind, aber der Gedanke ist fruchtbar, die Weltanschauung als Heilfaktor einzustellen, wenn es gilt, das Nervenleben und damit das gesamte seelische und körperliche Dasein im Sinne „steigender Werte“ zu beeinflussen.

Johannes Naumann

Ruskin

1

Es bleibt ewig eine der feinsten Künste, den Menschen in den Menschen einzuführen. Was wir Seele nennen, ist im Grunde ein unbeschreibliches Helldunkel, welches in seiner ganzen Wirklichkeit von außen her aufzufassen nie gelingen wird. Viel Leben ist offenbar nur dazu da, von Einzelnen erlebt zu werden;

das Heraustreten ans Tageslicht verträgt es nicht. Anderes wiederum, das heraustreten will und heraustreten muß, hat seine tausend mitschwingenden Unter- und Obertöne eben in jenem Verborgensten. Wie weit ist es ohne diese Nebenklänge zu verstehen? Vor der Frage bleiben feiner organisierte Naturen bei Beurteilung Anderer immer wieder nachdenklich stehen. Und doch gibt es Nichts im Bereich der ganzen Welt, was unsern Blick so unwiderstehlich anzieht, wie die Vorgänge des menschlichen Innenlebens. Wir dürsten danach, sie zu sehen und nachzuerleben. Aber eines gar sinnigen Künstlers bedarf es, um wirklich einen Menschen von Eigenart nachzuerleben und ihn Anderen aufzuschließen. Dazu muß man Viel erraten können und muß aus Erratenem wie Halberratenem jenes innerlich Zusammenhängende nachschaffen, aus dem die einzelnen Züge hervortreten, wie Beeren am Strauche wachsen; ganz davon abgesehen, daß man Anlagen, Kenntnisse, Fleiß mitbringen muß, um auch äußerlich den Schritten des bedeutenden Mannes, der riesenhaft sein Ackerfeld abwandelt, nachfolgen zu können.

Die Kunst (und das Interesse) wird noch stärker angespannt, wenn es sich darum handelt, in dem einzelnen Menschen eine fremde Volksseele zu zeigen. Will man ein anderes Volk recht kennen lernen (nicht nur das Inventar seines Landes aufnehmen), so ist es ein gutes Mittel, daß man einen seiner Großen herausnehme und mit ihm vertraut zu werden suche. In solchem Menschen pulsiert der echte Lebenssaft der fremden Nation. Neigen wir uns über ihn, so merken wir an ihm die Weise, wie man dort arbeitet, blickt, hört, kämpft, accentuiert. Wer uns den Zugang zu einer großen Persönlichkeit aus anderem Volkstum vermittelt, der hilft uns recht hinein in dieses Volkstum. Aber leicht getan ist das nicht. Die angedeuteten Schwierigkeiten verdoppeln sich, wenn man die aus fremdem Grund hervorgewachsene Seele sehen will, wie sie ist.

Ich habe vor mir ein Buch, welches solch einer schweren Aufgabe gewidmet ist. Es handelt sich um einen schon an sich sehr eigenartigen und in seinen Tiefen verschleierten Mann, dessen Studium ungemein lockend ist, der aber zugleich uns Deutschen dazu helfen kann, die englische Volksseele etwas anders zu verstehen, als Zeitungsnotizen und Parlamentsreden, eine Umschau vom Londoner Omnibus oder ein Dinner in der Guildhall uns den Engländer kennen lehren. Es ist Ruskin. Ueber ihn hat Charlotte Broicher ein Werk von drei Bänden veröffentlicht, das höchsten Anspruch auf Beachtung erheben darf.*)

Es ist nicht eine Biographie im strengen Sinne. Wie der Titel sagt, haben wir eine Reihe von Essays vor uns, d. h. wir unternehmen eine Reihe von Wanderungen durch Ruskins Innenleben. Die äußeren Ereignisse kommen dabei soweit zu ihrem Rechte, wie wahres Verständnis ihrer bedarf, auch geht das Werk im ganzen dem äußeren Entwicklungsgange des Helden nach. Aber nur im ganzen. Die einzelnen Essays nehmen jeder für sich ein Thema aus der reichen Lebensarbeit Ruskins auf und verfolgen es ziemlich unabhängig. Dabei weitet sich die Darstellung häufig beträchtlicher, als ein Kapitel einer regelrechten Biographie an der Stelle tun dürfte, greift vor oder zurück. So ergibt sich der Nachteil, daß bisweilen auf Vorweggenommenes verwiesen werden muß, daß dieses und jenes wiederholt berührt wird. Aber der Vorteil dieser Behandlung ist, daß so recht von innen heraus gearbeitet werden kann, aus der Tiefe der Gegenstände heraus. Nicht mit Unrecht nennt der Titel das Buch: John Ruskin und sein Werk. Es soll eben vor allem Ruskins Anteil an der Beantwortung der merkwürdigsten Fragen moderner Kultur dargelegt werden. Der Reichtum der Kenntnisse und die Weite des Blicks, womit diese Fragen beleuchtet werden, besonders aber auch die Feinheit psychologischer Erfassung und die tiefe Gerechtigkeit des Urteils machen das Buch zu einer Leistung von ungewöhnlichem Werte. Im Vorwort zum dritten Bande sagt die Verfasserin: „Ich bin mir der Mängel meiner Arbeit voll bewußt. Um Ruskins Lebenswerk darzustellen, hätte es der ästhetischen und nationalökonomischen Bildung des Fachgelehrten bedurft, wie der Anschauungskraft des Künstlers." Ob grade der Fachgelehrte das hätte leisten können, was in solchem Buche zu leisten war und hier geleistet ist, möchte ich gelinde bezweifeln. Die Anschauungskraft des Künstlers aber, die eher unumgänglich ist, besitzt die Verfasserin ersichtlich in nicht geringem Grade. Und wie sie mit den Strömungen des jetzigen Kunstlebens sowie mit der sozialen Arbeit unserer Zeit vertraut ist, das tritt wieder und wieder, wenn auch unaufdringlich, zu Tage. Ruskins Geist und Wirksamkeit war ja ungemein umfassend und seine Beziehungen verzweigen sich weit. Aber all seinen Reichtum (mit einziger Ausnahme der naturwissenschaftlichen Werke) macht uns die kongeniale Verfasserin zugänglich, ihn mit so sympathischem, unprätentiösem Urteil, mit so klarer Charakterisierung ausprägend, daß man sich diesem merkwürdigen Innenleben sehr nahe gerückt fühlt. Besonders geschickt und wertvoll ist, wie Ruskins eigene Worte durch die Darstellung hingehen. Er redet selbst, wo irgend möglich. Damit hat man einerseits die authentische Grundlage für das Gesamtbild vor sich, andrerseits wird so der bisher von Ruskin gar nicht Berührte auf das anziehendste an den Ton seiner Stimme gewöhnt.

*) John Ruskin und sein Werk. Essays von Charlotte Broicher. Erste Reihe (Puritaner, Künstler, Kritiker). 1902. Zweite Reihe (Kunstkritiker und Reformer) 1907. Dritte Reihe (Sozialreformer, Professor, Prophet). 1907. Jeder Band ist ein Ganzes für sich. Alle drei Bände verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Je 5, gebunden 6 Mk.

2

Die bezeichnendste Begabung, über welche Ruskin gebot, war die Gabe des „Schauens". Er sagt einmal, daß auf dem klaren Sehen Poesie, Prophetie und Religion beruhe (to see clearly is poetry, prophecy and religion, — all in one). Mit dieser Schätzung der Intuition stellt er sich in die Reihe derer, welche von der wissenschaftlichen Erkenntnis verhältnismäßig gering urteilen. Die letztere ist „seiner Ueberzeugung nach meist formaler Natur, hält sich bei Nebensachen und Aeußerlichkeiten auf und vermag nicht den Dingen an die Wurzel zu dringen." Dagegen bemerkt er von dem Schauen, es sei Etwas, „das der bloß historische Forscher nicht verstehen oder glauben kann; es eignet ausschließlich schöpferischen oder künstlerischen Menschen, und nur solche können es ihrem Geschlecht deuten, die selbst in gewissem Maße Gesichte haben und Träume träumen." Ein derartiger Mann war Ruskin ohne Frage. Er hatte in gewissem Maße die Gesichte des Genies und träumte die Träume des Schaffenden. Nicht so völlig besaß er diese Gabe, daß sie ihn zu dem grandiosen, unwiderstehlich daherflutenden Schaffen gezwungen hätte, wie es den Kunstheroen eigen ist. Aber auf der andern Seite gebot Ruskin doch über weit mehr als jenen nicht seltnen Anhauch von künstlerischer Begabung, der unsern gewöhnlichen Kunstkritikern ermöglicht, gleichsam auf der Wasserscheide zwischen Gelehrsamkeit und intuitivem Schaffen vorsichtig dahin zu balanzieren. Nein, Ruskin, der bekanntlich selbst hervorragende Bilder geschaffen hat, war Künstler genug, um wirklich entzündet zu werden von Gebilden, Vorgängen, Formen, die ihn berührten. „Seine Seele beginnt in ihnen zu glühen und entfacht ihr Eigenleben Allen sichtbar." Wo dies Phänomen des Entbrennens an den Gegenständen bei ihm eintrat (es hatte seine Grenzen!), da erstand der Welt in ihm ein wunderbarer Deuter. Er zog hinein in die Zauberkreise jenes innersten Erlebens, aus welchem die äußeren Ereignisse und Ergebnisse gleichsam herauserstarren, in das bebende Anfühlen der Natur, unter dem das Herz zum Springen voll ist, in jenen Moment, da die architektonische Offenbarung blühend im Gemüte heraufsteigt und da die Wonne der Form in Farben den Meister wie feuriger Wein durchrieselt. Was er so gab, war sein Leben oft mehr als das Leben des Künstlers (so weit dieser überhaupt reflektierend seinem Werke gegenüberstand); aber es war sicherlich zugleich Etwas, das uns die Kraft der Kunst überhaupt enthüllt, der Kunst, welcher der schaffende Genius ahnungslos, möchte man sagen, dient, der Kunst, welche durch alle Erscheinungen hinglänzt, eine inkommensurable Offenbarung, Etwas von dem „heilig öffentlichen" Geheimnis Goethes.

Ein am Tage liegender Nachteil dieser Sehernatur Ruskins war, daß er vom Gegenwärtigen leicht völlig hingenommen wurde und in superlativer Ergriffenheit über Einem alles Andere vergessen konnte. Die ausgleichende, abtönende, Allem ge-

recht werdende Art des matter Sehenden, der an seinem augenblicklichen Objekt vorbei nach den gültigen Maßstäben hinschielt, war ihm nicht gegeben. Was ihn erfaßte, das zwang ihn in einen tiefen Bann. Seine Urteile haben daher in verschiedenen Lebenszeiten gewechselt, haben sich widersprochen, ja sich gegenseitig aufgehoben. Es hat auch Großes gegeben, an dem er immer vorbei gegangen ist (Rembrandt, Murillo). Aber der unverkennbare Accent der Echtheit bei Allem, was er nacherlebt und wiedergibt, die ungeheure Fülle dessen, wofür er dem neunzehnten Jahrhundert die Augen aufgetan hat, das unschätzbar Persönliche, wodurch alle seine Darstellungen fesseln, hebt über jenen Nachteil weit hinweg.

Es war bei Ruskins ganzer Art wie selbstverständlich, daß er sich zunächst völlig den Werken der darstellenden Kunst zuwandte. Und auch, daß seine erste Tat, durch die er die Kunstauffassung Englands als ein Dreiundzwanzigjähriger so gewaltig erneuerte, eine Erschließung der Landschaftsmalerei Turners war, ist nach seiner Art fast selbstverständlich. Denn ungeheuer stark war bei ihm grade der Blick für das Schöne aller Naturgebilde. Wie hat er später die Entstehung auch aller architektonischen Größe und Anmut mit jenem Naturgefühl beleuchtet, welches ihre Wurzel gewesen ist! Bei seiner Entschleierung des Wesens der Ornamente und Formen war es, wie wenn uns der schaffende Geist der alten Baumeister selbst sein Wesen analysierte. Man muß sich dabei aber auch vor Augen halten, was Naturgefühl, dieser Schlüssel zum Wesen der Kunst, für Ruskin bedeutete. Dafür lese man einmal nach, was er selbst (in Ch. Broichers Werk 1. Band, S. 32 f. oder S. 119 ff.) über sein Naturerleben sagt. Es war etwas Urgründliches darin, das ihn die Werke großer Maler und Baumeister sehen ließ, wie kein gewöhnlicher Mensch sie sieht.

Die erste Hälfte seiner Lebensarbeit ging in der Kunst vollkommen auf. Dann aber belädt er sich mit einer andern Riesenlast: er beginnt seine nationalökonomische Wirksamkeit. Doch das Wort klingt gar zu trocken gelehrt für ihn. Der Menschen Not und Bedürfen, nach Außen wie nach Innen, nimmt er in sein tiefes warmes Herz auf und setzt den Vollklang seiner Prophetenstimme an die Aufgaben, welche ihm dabei deutlicher und deutlicher aus dem trüben Nebel des Bestehenden heraus auftauchen. Noch ist es der Gedanke des Schönen, welcher ihn aus dem Gebiete der Kunstbetrachtung zu diesem Neuen hinüberleitet; denn er erkennt, wie das Schöne nur die natürliche Krönung des Gesunden sein könne, wie man für Gesundung des Volksganzen arbeiten müsse, um der Schönheit den Weg zu bereiten. Er durchdenkt nun die Lage seines Volkes nach allen Richtungen. Er durchdenkt als Engländer vor allem auch die ganze Bedeutung der Geldwirtschaft für die Gesellschaft, und klar durchschaut er neben der „Leben schaffenden Kraft des Reichtums" den Leben erstickenden Fluch des Mammons. Seines Landes Not wird seine Not und seiner Mitmenschen Verbrechen belasten seine Seele. Unter diesem Druck beginnt er eine Erziehungsreform im größten Stile, im Stile auf Tod oder Leben. Den Ständen wie den Einzelnen, Führern wie Geführten weist er ihre Stätte und rechte Bahn, in unerbittlichster Weise geißelt er, was er Falsches, Verirrtes, Verruchtes vor sich sieht, unermüdlich sucht er zu wecken, was der Seele Schwung verleiht. Dabei greift er Alles zugleich praktisch an, sucht praktisch durchzusetzen, was er für recht hält, sein Geld nicht im mindesten schonend. So tritt er in den furchtbaren Ringkampf ein, bei dem ihm oft der Atem stocken sollte, einen Ringkampf mit den stärksten Mächten fast auf dem ganzen Gebiete der zeitgenössischen englischen Kultur.

Damit sind die Umrisse seiner Bahn angedeutet. Man versteht, daß, wer Ruskins Leben näher verfolgt, selbst mit diese weite reiche Bahn zu durchmessen hat. Fast Alles, was an tiefer gehenden Bewegungen, an einflußreicheren Geistern im England der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zum Vorschein gekommen ist, liegt auch irgendwie innerhalb dieses Lebenskreises. So wird, wer sich in dies Leben versenkt, mit dem geistigen Wachstum eines ganzen Volkes vertrauter. Das aber grade hat die Verfasserin unserer Essays wirklich meisterhaft verstanden, die Hintergründe der großen Themata dieses Menschenlebens recht miterscheinen zu lassen. Sehr lebendig und fesselnd führt sie uns durch Ruskins Wirken in das Geheimnis von Turners Malerei, in das Wesen des Impressionismus ein; wir belauschen das Entstehen der „präraphaelitischen Brüderschaft" und sehen Männer wie Rosetti, Burne Jones und Morris im Licht intimster Nähe; wir durchleben ein gut Stück wirtschaftlicher Entwicklung Englands, ein Stück seiner pädagogischen, seiner religiösen Probleme, wir spüren all die verschiedenen Strömungen und streifen ihre Hauptvertreter. Auf diese Weise lernen wir englisches Wesen von der zartesten Innenseite her kennen, während zugleich natürlich der Lebensgang Ruskins Gelegenheit genug bietet, eine Fülle von Aeußerlichkeiten da drüben zu schildern und fein zu beurteilen. Bei dem Allen redet unsere Biographie aus gründlichster Sachkenntnis, aus langer persönlicher Anschauung von Land und Volk, aus sorgfältigstem Studium und feinsinnigster Fühlung mit Menschen und Verhältnissen heraus. Darin scheint mir vor allem das gewaltig Fördernde des Buches zu liegen, daß wir hier unter sicherster Führung so vielseitig heimisch werden im englischen Geistesleben. Diese Bedeutung behält das Buch, mag man selbst über die dauernde Geltung von Ruskins Lebenswerk, über seine Geltung für Deutschland insbesondere, urteilen, wie man will.

3

Und doch, man kann darüber eigentlich nicht urteilen, wie man will. Faßt man Ruskins Lebenswerk im Ganzen ins Auge, so hat es für unser Urteil etwas direkt Bezwingendes. Das beruht darauf, daß ihm nicht einzelne Ansichten und Auffassungen seinen Wert geben, sondern schließlich die Art, wie der volle Mensch hinter den Einzelheiten steht.

Ruskin gehört unmittelbar an die Seite von Carlyle. Nicht deswegen, weil ihre Ueberzeugungen dieselben gewesen wären — sie wichen in Kardinalpunkten sehr von einander ab —, noch auch weil sie in so ähnlicher Weise durch die Macht ihres Wortes das Ohr ihrer ganzen Nation wider deren Willen gefangen nahmen, sondern vor allem, wie mir scheint, weil sie beide zu jenen seltenen Curtianischen Gestalten in der Geschichte gehören, die nicht nur sehen und zeigen, sondern die sich selbst in die gesehene und gezeigte Kluft stürzen, damit sie sich schließe. Beide kommen auf verschiedenem Wege an die allergrößten Probleme ihres, unseres Lebens heran, Carlyle auf dem Wege des Geschichtsstudiums, Ruskin auf dem Wege der Kunstbetrachtung. Beide zeigen schon auf diesem Wege zu ihrem Ziele hin, daß sie nicht Forscher im engeren Sinne, daß sie Seher sind, denen Material und Methode der Wissenschaft nur den Weg bahnen muß bis zu einem Punkte, wo das Goethesche Wort beginnt: Hier ist die Aussicht frei, der Geist erhoben (Dr. Marianus im Faust). Ihr Blick überfliegt und durchdringt die großen Schaffensgebiete, die sie durchwandert haben, und erfaßt das Problem der letzten Aufgaben, welche in diesem Schaffen dem Menschen gestellt sind. So aber stehen sie, ehe sie es selbst wissen, vor der Gegenwart und dem, was ihr not tut. Und alsbald empfinden sie: das war es, wohin es sie eigentlich trieb, denn hier beginnt das wahrhaft Schwere und Große. Hier heißt es nicht mehr: Etwas wissen, Etwas erkennen, Etwas verkünden, sondern hier heißt es: Opfer allerpersönlichster Art bringen. Der Weisheiten sind immer viele gewesen unter den Menschen, freiwilliger Opfer aber gar wenige.

Carlyle hat das Verwandte der Curtianischen Natur in Ruskin gefühlt. Das war es, was den Alten von Chelsea so zu ihm hinzog, daß er ihm schreiben konnte: „Schon Ihr Angesicht wieder zu erblicken, wird mir ein Trost sein." Andrerseits ist Ruskin wie durchsättigt mit Carlyleschem Denken und Wollen. Aber er nahm von Carlyle doch nur eine Verstärkung der Grundtöne, die eben schon von urher in ihm lagen. Beider Los ist gleichmäßig schwer gewesen durch ihre Sendung. Was tragisch war in Ruskins Leben durch Menschen, die ihm nahe standen, das Tragische in seiner Beziehung zu den Eltern, das Tragische seiner Ehe, seiner letzten Liebe, es wird für mein Gefühl doch noch überboten durch die Tragik, welche ihn in seinem intensivsten Lebenskampfe trifft. Eine tiefe Einsamkeit liegt über

ihm, er kämpft nicht „mit", er kämpft nur „gegen". Sein heißestes Bemühen erscheint wie ein vergebliches Ausströmen seines Herzblutes; er „setzte sein Leben ein für einen Kuß, den er nie erhalten hat." Das Fehlschlagen seiner mit ungeheuren Kraft- und Geldopfern verfolgten Pläne stellt sich ihm selbst am greifbarsten dar in dem Scheitern des herrlichen Planes der Georgengilde. Wer von der Sache Nichts weiß, lese bei Charlotte Broicher 3. Band, S. 280 ff. nach. Er selbst gibt 200000 Mark dafür hin und bittet Andere um Mitwirkung, denn die Aufgabe überstieg eben seine Kräfte. Nach drei Jahren des Bettelns um Geld sind etwas über — 4000 Mark in dem reichen England dafür zusammengeflossen. Bittrer konnte die Ablehnung sich nicht bekunden. Und das geschah, als Ruskin ein sogenannter berühmter Mann war und viele reiche und vornehme „Freunde" hatte. Es lag auch vielfach kein Uebelwollen gegen ihn zu Grunde. Nein, es war schlimmer: er brachte Niemanden dahin, an seine Ideale zu glauben. —

Den Abstieg seines Lebens wird Niemand, der auch nur das geringste Empfinden für Menschenringen und Menschenweh hat, ohne Erschütterung, Mancher wohl nicht ohne Tränen lesen. Aber der Blick auf das Ganze dieses Lebens wirkt groß, erhebend. Seine eigenen Worte gehören hierher:

> Meine persönliche Befriedigung hätte ich darin gefunden, jedes nur irgend erschwingliche Bild von Turner zu kaufen, und meine Tage ruhig in Brantwood in meinem Garten und unter meinen Bildern zu verbringen. Alle Welt hätte mich gepriesen, weil ich mir selbst Gutes getan hätte. Ich zweifle nicht, hätte Gott mich zu dieser Selbstsucht verdammt, so hätte er auch den Fluch über mich verhängt, glücklich dabei zu sein. Er hat mich aber andere Wege geführt. Und eines Tages werden meine Freunde, wenn sie weise und gütig sind, obwohl sie mich jetzt noch nicht dafür loben — freilich auch nicht verdammen können, sich darüber freuen, als Zeugnis eines höheren Lebensausganges.

Andere Wege hat ihn Gott geführt. Sein Dasein warf ein Körnlein mehr hinein in jene ach! noch so leere, noch so leichte Schale der ewigen Wage, welche bestimmt ist, einmal das Schwergewicht menschlicher Eitelkeit und selbstsüchtiger Enge zu überwinden und in die Höhe zu schnellen. Ein Körnlein mehr. Es ist wenig; und doch, es ist ein dauernder Gewinn. —

Heinrich Hackmann

Neue Danteliteratur

Paul Pochhammer, Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet. Mit einem Dante-Bild nach Giotto von E. Burnand, Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede und zehn Skizzen. Zweite Auflage. Leipzig, Teubner 1907. 460 S. Gebunden 8 Mk.

Karl Voßler, Die göttliche Komödie. Entwicklungsgeschichte und Erklärung. Erster Band, erster Teil: Religiöse und philosophische Entwicklungsgeschichte; zweiter Teil: Ethisch-politische Entwicklungsgeschichte. Heidelberg, Carl Winter 1907. 574 S. Gebunden in 2 Bänden zu je 5 Mk.

Im Jahr 1877 erschien, von dem schweizer Pfarrer Scartazzini besorgt, der vierte und letzte Jahrgang des Jahrbuchs der deutschen Dantegesellschaft. Der Dantegemeinde fehlte es an Nachwuchs. Gegen Ende des Jahrhunderts waren fast alle ihre Begründer, unter ihnen König Johann I. Philalethes von Sachsen und der Rechtsgelehrte Karl Witte, aus dem Leben geschieden, die Gesellschaft in buchstäblichem Sinne abgestorben. Aber um die Jahrhundertwende (1900) erwies das Dantewerk des trefflichen Franz Xaver Kraus, daß Liebe und Verständnis Danteschen Geistes bei uns nicht erloschen war: sein Buch bildete den Abschluß seines eigenen Schaffens wie der Arbeit der ganzen älteren Generation. Gleichzeitig aber erstand für Dante ein begeisterter Jünger in einem preußischen Offizier, der mit seiner Bildung selber noch in jener älteren Zeit wurzelte und schon als Knabe und Jüngling ein persönliches Verhältnis zu Dante gewonnen hatte. In Wort und Schrift und Bild, durch Einleitung, Uebertragung und Untersuchung verkündete er die Botschaft von Dante Allighieri als einem Erzieher der Menschheit. Von aller philologischen Behandlung der Probleme hielt er sich geflissentlich fern: nicht dem Fachgelehrten, sondern dem deutschen Haus wollte er Dante zu eigen machen. Er liebte die Behauptung zu wiederholen, die deutsche Dantephilologie trage die Schuld an dem „merkbaren Schwinden des Interesses für Dante" (S. I. XXXI). Es muß hier gesagt werden, daß jene Begründer und Mitarbeiter der Dantegesellschaft sich von der Kleinlichkeit nahezu immer freigehalten haben, die schon manchen Philologen vom Wesentlichen und Lebendigen hat abirren lassen, und daß das Dantestudium philologischer Arbeit heute noch mehr denn je bedarf. In den weiteren Kreisen deutscher Bildung hatten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Jüngeren Dante und sein Gedicht vergessen, weil man überall mit dem Auge und der Methode des exakten Naturforschers zu sehen und zu arbeiten bemüht war. Von Religion und Philosophie, von metaphysischem Denken erwarteten die Wenigsten das Heil der Zukunft. Erst als man gegen Anfang des neuen Jahrhunderts erkannt hatte, wie wenig diese Naturwissenschaft, trotz aller Fortschritte auf eigenem Gebiet, schließlich für die Lösung der großen Lebensprobleme leisten konnte, als man den heißen Drang empfand durch religiöses und philosophisches Denken sich zu befreien, da war in unserem Volk der Boden für Dante neu bereitet. Von diesem Manne konnte man lernen, was es heißt eine Weltanschauung, einen lebendigen Glauben, ein Christentum haben. Im Tempel seines Gedichts konnten sich alle christlichen Konfessionen, ja alle innerlich Gebildeten, zu einer Gemeinschaft zusammenfinden, der von Leo XIII. mit einer Danteprofessur ausgestattete Poletto wie der den Altkatholiken nicht fern stehende Franz Xaver Kraus, der reformierte schweizer Pfarrer Scartazzini wie die deutschen Lutheraner Paul Pochhammer und Karl Voßler. Dante, obwohl er fest stand innerhalb der römischen Kirche seiner Zeit, vermochte doch ein rein geistiges und künstlerisches Christentum zu erleben und darzustellen, zu dem sich Jeder bekennen wird, der Dantes Wanderung durch Hölle, Läuterungsberg und Paradies, sein Nachdenken über die Sünde, seinen sittlichen Aufstieg und sein Gottsuchen nachzuerleben versucht hat.

Paul Pochhammer hat auf verschiedne kleinere Schriften eine freie Bearbeitung des ganzen Werks folgen lassen, die nun schon in zweiter, mannigfach verbesserter Auflage vorliegt. Er will weder eine Uebersetzung (deren wir Deutsche bald 25 vollständige besitzen) noch eine Neudichtung bieten, sondern nur „die Vorstufe zu einer Uebersetzung." Statt der fremden Terzine wählt er die Ottava rima, die zwar ebenfalls italienischer Herkunft, doch seit Wieland und Goethe ein deutsches Versmaß geworden ist. Auch hat er sich leichte Kürzungen gestattet (8 : 9, 4), und statt Anmerkungen nur eine Einleitung und kurze Uebersichten beigefügt. So sehr die jüngere Stanze eine Umsetzung des ganzen Stils mit sich bringt, wird man doch die Strophen klar und wohlklingend und die knappen Zutaten zur Einführung ausreichend finden. Hier spricht ein gründlicher Kenner und Liebhaber des Dichters. Wie er selber bewegt ist von der himmlischen Liebe, die Dante singt, so wird er auch dem Neuling, der an Dante, bereit zu empfangen, herantritt, von seinem intelletto d'amore mitteilen können.

Höhere Ziele steckt sich der Heidelberger Gelehrte Karl Voßler. Er wendet sich nicht an die Uneingeweihten, sondern an die Dantefreunde und Mitstrebenden, indem er die bisherige Arbeit der deutschen und italienischen Danteforscher zu einem Gesamtbild zusammenfaßt, dieses aber in allen Grundlinien nach seiner persönlichen Anschauung und Ueberzeugung entwirft. Am meisten zeigt er sich von Kuno Fischer und dessen Arbeiten zum Faust beeinflußt. So beginnt er denn damit, daß er Commedia und Faust in Parallele stellt, deren gemeinsames Grundthema „der Fall und die Läuterung des Menschen" ist. Dadurch befähigt Voßler den deutschen Leser, zu Dantes Problemen sofort ein Verhältnis zu gewinnen. Seine Aufgabe zerlegt er in zwei Hälften, die jede für sich bestehen und doch zusammen ein Ganzes bilden. Zunächst schreibt er die Vorgeschichte des poema sacro, und da diesem ein vierfacher Wert und Gehalt innewohnt, eine Vorgeschichte des Werks als einer religiösen, philosophischen, ethisch-politischen und künstlerisch-literarischen Leistung. Weit genug reichen die Wurzeln zurück. Und so werden wir an mittelalterliche Chro-

nisten erinnert, die, um eine Geschichte ihres Königs oder Klosters zu schreiben, mit dem Sündenfall beginnen. Der gesamte vorchristliche und christliche Jenseitsglaube von den Aegyptern und Babyloniern bis herab zum hl. Bernhard und hl. Franz wird abgehandelt und aus diesen Vorgängern Dantes Religiosität abgeleitet, soweit sie geschichtlich erklärt werden kann. Die philosophische Vorgeschichte setzt später ein, erst mit der Diadochenzeit, und führt von Augustin zu Albertus Magnus, Thomas und den Franziskanern, worauf Dante als Philosoph charakterisiert wird. Die ethisch-politische Vorgeschichte füllt einen Rahmen, der doppelt so groß ist wie die beiden ersten Teile zusammen. Der politische Lehrzweck des Gedichts erweist sich als eingeschlossen in das moral-philosophische Thema, das sich seinerseits völlig aus der sittlichen Persönlichkeit Dantes erklärt.

Es war kaum zu vermeiden, daß oftmals die Fülle des zusammengedrängten Stoffs den Leser fast etwas bedrückt; es war auch nicht anders möglich, als daß der Verfasser hier gelegentlich sehr aus zweiter Hand schöpfte. Aber immer behält er doch das Ziel fest im Auge und leitet mit sicherer Hand und aufrichtiger Hingabe den Leser durch diese Gedankenwelten. Durch eine sorgfältige Disposition setzt er noch in den Stand, einzelne Kapitel für sich zu betrachten, und ein flüssiger, oft gehobener und anschaulicher Stil fesselt den Lesenden. Auch dieses Werk Voßlers zeigt eine starke individuelle Art des Sehens und Schilderns, macht hier aber einen erfreulicheren Eindruck als früher, weil der Verfasser von Dingen redet, die ebenso seinem ernsten Nachdenken wie seinem temperamentvollen Empfinden seit langem wirklich vertraut sind. Und diese Liebe im Danteschen Sinne, die er dem göttlichen Dichter zuwendet, erwärmt und durchleuchtet sein Buch. Es fehlt hier der Raum, einzelne Anmerkungen zu machen und Bedenken auszusprechen. Nur die Lebhaftigkeit möchte ich nicht gutheißen, womit der Irrtum protestantischer Gelehrter, in Dante einen reformatorischen Gesinnungsgenossen entdecken zu wollen, S. 74 ff. getadelt wird. Darin wird innerhalb wie außerhalb der Mauern gesündigt. Doch stören solche Einzelheiten nicht den hocherfreulichen Eindruck des Ganzen, das reiche Belehrung und wahrhaften Genuß bietet. Voßler zeigt, daß die Dantephilologie auch etwas Höheres zu leisten vermag als das Sammeln von Material und die Untersuchung biographischer Einzelheiten. Dieses neue Dantewerk, wenn die folgenden Bände halten, was diese ersten versprechen, wird seines hohen Gegenstands nicht unwürdig sein.

Eduard Wechßler

Bilder aus der Geschichte der weiblichen Diakonie

Man spricht jetzt wohl von einer Krisis der weiblichen Diakonie. Sicher ist, daß der Gedanke der Frauenarbeit im Dienst der christlichen Nächstenliebe in den letzten 10 Jahren mehr Boden gewonnen hat, als in den vorhergehenden 60 zusammen. Wie hat Fliedner vor 70 Jahren mit fast unüberwindlichen Vorurteilen zu kämpfen gehabt, selbst in christlichen Kreisen; und jetzt wollen die kleinsten Gemeinden ihre Gemeindeschwester haben, die „Schwester" ist eine volkstümliche und unentbehrliche Persönlichkeit geworden, und in allen Ständen begegnen uns Leute, welche nicht genug zu rühmen wissen von Schwester Auguste oder Lene, die sie stets in dankbarem Andenken behalten werden um ihrer selbstlosen Pflege und ihres freundlichen Wesens willen, das ihnen einst Trost und Hülfe bot in schwerer Zeit. Wenn ein Werk in so ungewöhnlichem Maße wächst, so ist eine Krisis unausbleiblich. Bei der weiblichen Diakonie ist das um so mehr der Fall, weil die „Diakonissin"*) nicht die einzige Arbeiterin am Werk der weiblichen Diakonie geblieben ist, sondern neue Gedanken in dieses hineingetragen worden sind, und neue Richtlinien sich ergeben haben. Neben dem alten idealen Grundsatz vom Dienst ohne Lohn um Gottes willen ist die andere Wahrheit wieder zur Geltung gekommen, daß der Arbeiter seines Lohnes wert ist. So wird der Dienst, den die Frauen Andern leisten, zugleich zu einem Dienst, der ihnen selbst zu gute kommt, indem die Mitarbeit in der Diakonie ihrem Leben nicht nur Inhalt gibt, sondern zugleich den Unterhalt bietet für jetzt und Rückhalt für die Tage des Alters und der Arbeitsunfähigkeit. Dadurch wird die weibliche Diakonie zu einem gewichtigen Faktor bei der Lösung der Frauenfrage und der sozialen Frage überhaupt. Sie wird es um so mehr, als das Arbeitsfeld der Diakonie-Arbeiterin sich in Zukunft nicht mehr so einseitig auf die Krankenpflege und den Unterricht beschränken wird, sondern sich in ausgedehnterem Maße der Erziehungstätigkeit zuwenden dürfte. In Mädchenheimen, Fürsorgeheimen und ähnlichen Anstalten arbeiten schon seit Jahren Erziehungsschwestern, bald wird vielleicht die „Volkswohlfahrtsschwester" eine ebenso bekannte und unentbehrliche Persönlichkeit sein, als jetzt die Gemeindeschwester.

Hat die weibliche Diakonie schon jetzt aufgehört, ein frommes Werk der Innern Mission zu sein, das von Einzelnen im Stillen betrieben wird, so dürfte sie binnen kurzem immer mehr in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses rücken. Die Sache richtig beurteilen zu können, daran wird dann nicht nur den Frauen und Mädchen liegen, welche sich selbst in den Dienst der Diakonie stellen wollen, und ihren Vätern und Brüdern, sondern auch allen denen, welche für die Wohlfahrt und soziale Entwicklung unseres Volkes ihren Einfluß einsetzen, bis zu den regierenden Kreisen hinauf. Ein unentbehrliches Hülfsmittel aber für das rechte Verständnis einer jeden Sache ist die Kenntnis ihrer Geschichte.

1

Wenn man in Hamburg die Petrikirche besucht, wird man von einem freundlichen Frauchen in Empfang genommen, wie deren eine ganze Anzahl in der Kirche geschäftig sind, in braunem Kleid mit schwarzer Schürze, ein weißes Häubchen auf dem Kopf. Auf weichen Schuhen huschen sie geräuschlos hin und her, um den Besuchern des Gottesdienstes Plätze anzuweisen, ein Gesangbuch zu bringen, wo es verlangt wird, und den Damen ein Fußbänkchen zu holen. So etwa haben wir uns mutatis mutandis die „Diakonisse" der ältesten Christenheit vorzustellen, nicht etwa als Krankenpflegerin. Denn mit Krankenpflege hat die diaconissa nichts zu tun. Hieronymus erzählt in seinem Kommentar zum Römerbrief (Kap. 16, 1) ums Jahr 400, zu einer Zeit, wo die abendländische Kirche keine Diakonissen mehr kannte, daß „auch jetzt noch im Orient Diakonissen ihren Geschlechtsgenossinnen zu dienen scheinen bei der Taufe oder auch am Dienste des Wortes; denn wir haben gefunden, daß Frauen im häuslichen Kreise lehrend auftraten." Damit übereinstimmend berichten die Kirchenordnungen der alten Kirche des Orients und andere Quellen, daß der Dienst der weiblichen Gemeindebeamten darin bestanden habe, beim Gottesdienst den fremden Frauen Plätze anzuweisen und während der Feier des Abendmahls an der Frauentüre zu wachen. Sie begleiteten den Bischof auf seinen Besuchen bei kranken Frauen als Ehrendamen. Bei der Taufe mußten sie die weiblichen Täuflinge untertauchen, sowie auch die Salbung an Brust und Schultern vollziehen (es sollte damit ausgedrückt werden, daß auch das Herz des Täuflings Gott geweiht werde und seine Schultern gestärkt würden, das Kreuz Christi zu tragen). Der Bischof salbte dann nur das Haupt. Auch die Vorbereitung der weiblichen Täuflinge lag jenen Diakonissen ob. Doch dürfte es sich weniger um eine Verkündigung der christlichen Lehre gehandelt haben, entsprechend unserm Tauf- und Konfirmandenunterricht, als vielmehr um Einübung der liturgischen Formen für den Taufaktus, Auswendiglernen des Glaubensbekenntnisses und Unterweisung, wie sich der Täufling bei der heiligen Handlung zu verhalten habe. Infolge ihrer Mitwirkung bei der Erteilung des Sakraments wurden die Diakonissen schließlich geradezu in eine Reihe mit den Klerikern gestellt. Oft werden sie bei der Aufzählung der Geistlichen miterwähnt. Gleich ihnen wurden sie durch feierliche Ordination unter Handauflegung und Gebet in ihr Amt eingesetzt. Es ist uns sogar ein solches Weihegebet etwa vom Jahre 220 in den Apostolischen Konstitutionen (8, 19 f.) überliefert. Dies Gebet zeigt besonders deutlich, wie wenig die

*) Diakonissen heißen nach strengerem Sprachgebrauch nur die Schwestern des Kaiserswerther Verbandes.

Stellung der Diakonissen jener Zeit der unsrer Krankenschwestern entsprach. Da wird der Diakonissin nicht etwa eine Tabea (Apostelgeschichte 9) oder sonst eine Frau zum Vorbild hingestellt, welche sich in der Kranken- und Armenpflege bewährt hat, sondern sie wird hingewiesen auf Prophetinnen und Priesterinnen. Das Gebet beginnt:

Ewiger Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi, der du Mann und Weib zu deinem Dienst geschaffen, eine Mirjam und Debora, Hanna und Hulda mit dem heiligen Geist erfüllt, in der Stiftshütte und im Tempel Hüterinnen deiner heiligen Pforte eingesetzt und ein Weib der Geburt deines eingeborenen Sohnes gewürdigt hast, blicke auch jetzt auf diese deine Magd, die zu deinem Dienst erwählt ist...

Dies Gebet ist übrigens in Kaiserswerth noch jetzt im Gebrauch, und zwar wird es nach der Einsegnung von der feiernden Gemeinde gemeinsam gesprochen.

Man muß sich vorstellen, daß die Diakonissen im vierten bis siebenten Jahrhundert eine Art weiblichen Klerus bildeten, und in dieser Stellung erfreuten sie sich des höchsten Ansehens. In der syrischen Didaskalie, welche im dritten Jahrhundert entstand, heißt es sogar: „Wenn der Bischof wie Gott der Vater, der Diakon wie Jesus Christus, so ist die Diakonisse wie der heilige Geist zu ehren." Die vornehmsten Damen ließen sich in ihre Reihen aufnehmen, so unter Chrysostomus eine junge Witwe mit Namen Olympias, welche aus vornehmster Familie stammte; desgleichen um 600 eine Schwester des Patriarchen Cyriakus von Konstantinopel, der seinerseits Gevatter des Kaisers Mauritius war und seiner Schwester zu Ehren ein Gotteshaus erbaute, welches er „Kirche der Diakonissen" nannte. Leider ist diese erste Diakonissenkirche jetzt eine türkische Moschee geworden. Seine Blütezeit aber hatte das Diakonissentum der östlichen Kirche um 400, wo z. B. in Konstantinopel allein vierzig Gemeindediakonissen tätig waren.

Das wäre etwa ein Bild der weiblichen Diakonie in der alten Kirche. Wie wir sehen, müssen wir uns allerdings auf die oströmische Kirche und auf die spätere Zeit beschränken, wenn wir auf sicherem Boden bleiben und uns nicht auf vage Vermutungen einlassen wollen. Die Nachrichten aus den drei ersten Jahrhunderten sind zu spärlich. Außer den Mitteilungen über das Witweninstitut kommen da nur zwei oder drei Bibelstellen und ein Pliniuszitat vom Jahre 104 (oder 111) in Betracht, welche schon sehr oft Gegenstand der Besprechung und Ausgangspunkt der kühnsten Schlußfolgerungen gewesen sind. Leider bietet keine der drei Stellen einen sichern Anhaltspunkt.

Plinius der Jüngere berichtet in seiner Eigenschaft als Statthalter von Bithynien in Sachen der Christenverfolgung an Kaiser Trajan, daß er über die Christen nichts Nachteiliges habe in Erfahrung bringen können, obwohl er sogar zwei „Dienerinnen" gefoltert habe: „Desto notwendiger fand ich es, zwei Mägde (Sklavinnen), welche Dienerinnen genannt wurden, sogar auf der Folter zu verhören, um dem wahren Sachverhalt auf den Grund zu kommen. Aber ich fand nichts Anderes als einen verschrobenen Aberglauben, der grenzenlos ist." Aus dem Wort „Dienerin" hat man Diakonisse herausgelesen und aus dem „genannt wurden" den Amtsbegriff gefolgert. Wer ohne Voreingenommenheit die Stelle liest, wird in diesen beiden Märtyrerinnen nichts weiter sehen als — um es modern auszudrücken — die Küsterfrau und ihre Magd. Von ihnen hofft Plinius Aufschluß zu erhalten über den christlichen Kultus; denn dieser wurde vor den Heiden sehr geheim gehalten, und gerade deshalb, besonders aber auf Grund der Abendmahlsfeier mit dem Genuß von „Leib und Blut des Herrn" hatten sich die abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet und die schwersten Anschuldigungen ergeben. So könnte man die beiden Sklavinnen allenfalls als Vorläuferinnen der Diakonissen des vierten bis sechsten Jahrhunderts ansprechen, aber mit weiblicher Diakonie in der heutigen Bedeutung des Wortes haben sie wohl kaum etwas zu tun.

Nach Römer 16, V. 1 und 2 hat man in der „Schwester Phoebe" die erste Diakonissin sehen wollen. Aber das Neue Testament gebraucht die Worte „Dienst", „dienen" ganz allgemein, ohne daß der Begriff der „Diakonie" zu Grunde zu liegen braucht (Röm. 15, 8. 1. Cor. 16, 15. 1. Petri 1, 12. 4, 10). Und wenn von Phoebe in V. 2 gradezu gesagt wird, daß sie eine Schützerin Pauli gewesen sei (Luther übersetzt: Beistand getan hat) und deshalb auch den Schutz der Christen auf ihrer Reise verdiene, so liegt für einen unbefangenen Leser doch am nächsten, Phoebe als eine wohlhabende Frau zu denken, welche gleich der Lydia (Apostelgeschichte 16, 15) an den durchreisenden Christen und auch an Paulus Patronatsdienste geübt hätte. Ebenso irrtümlich bezieht Hieronymus die Stelle 1. Tim. 3, 11 in seinem Kommentar auf die Diakonissen. Luther übersetzt „ihre" Weiber statt „die" Weiber und beweist damit, daß er einfach an die Frauen der Diakonen denkt, und diese Deutung ist doch viel ungezwungener. Desgleichen bezieht Hieronymus die Ausführung 1. Tim. 5, 3—16 auf die Diakonissen: „er wollte, daß solche zu Diakonissen erwählt würden, deren Lebenswandel Allen ein gutes Beispiel gäbe." Offenbar ist aber an dieser Stelle ganz einfach von der Versorgung erwerbsunfähiger, alleinstehender Frauen die Rede, welche durchaus nicht als Gemeindebeamte, sondern als Gemeindearme zu denken sind. Natürlich ist nicht ausgeschlossen, daß diese Armen aus Dankbarkeit für die empfangenen Gaben irgendwelche Gegendienste leisteten. Das liegt ja nur zu nahe und wird auch einmal, allerdings bedeutend später, ausgeführt. Im Briefe des Hieronymus an Nepotian lesen wir:

Wenn du krank wirst, laß dich von irgend einem heiligen Bruder pflegen und von einer leiblichen Schwester oder deiner Mutter oder einer andern weiblichen Person, welche bei allen Leuten über jeden Verdacht erhaben ist. Wenn sich unter deinen Blutsverwandten und unter den sittlich unanfechtbaren Persönlichkeiten keine geeignete finden sollte, so unterhält doch die Kirche viele alte Frauen, welche diesen Liebesdienst tun mögen und sich für ihre Hilfeleistung eine Unterstützung geben lassen sollen. Dann zeitigt selbst deine Unpäßlichkeit noch eine Frucht, nämlich ein Almosen.

In diesem Sinne mögen vielleicht auch die Witwen, welche 1. Tim. 5 erwähnt sind, Krankenpflege und dergleichen geübt haben; aber deshalb kann man sie doch nicht als Vertreterinnen der weiblichen Diakonie ansprechen.

Trotzdem sind Viele der Auslegung des Hieronymus gefolgt. Die Veranlassung dazu gab das Wort „Witwe". Dieses Wort diente im zweiten Jahrhundert nämlich tatsächlich als Amtsbezeichnung, also bevor der Name Diakonisse erscheint; so bei Polykarp († 160), Ignatius von Antiochien († 115), Tertullian († 220), Klemens von Alexandrien († 216), Origenes (254) und Lucian. Der Titel Witwe war so allgemein gebräuchlich, daß er auch von solchen gebraucht wurde, welche überhaupt nicht verheiratet gewesen waren. So lesen wir im Brief des Ignatius an die Smyrnäer Kap. 13: „Ich grüße die Familien meiner Brüder mit Weibern und Kindern, auch die Jungfrauen, die da Witwen heißen." Diese „Witwen" haben augenscheinlich eine Art Ehrenrat, ein weibliches Presbyterium, gebildet; sie werden verschiedentlich unter den Gemeindebeamten mit aufgezählt, auch mag ihre Tätigkeit wohl in vielen Stücken der der späteren „Diakonissen" ähnlich gewesen sein, nur daß die Blütezeit dieses Witwenstandes bereits viel früher, etwa zwischen 100 und 200 zu suchen ist. Das Ansehen der „Witwen" und ihr Einfluß scheint ziemlich bedeutend gewesen zu sein, aber bald haben sich wohl Mißstände ergeben. So schreibt Polykarp an die Philipper:

Die „Witwen" lehret besonnen sein, wenn es den Glauben an den Herrn gilt, und unablässig Gott anzuliegen für Alle, weit ab von jeglicher Lästerung, übler Nachrede, falschem Zeugnis, Geldsucht und allerlei Bösem in der Erkenntnis, daß sie ein Altar Gottes sind.

Obwohl hier den „Witwen" zugestanden wird, daß sie die Geschenke, die sie erhalten, als honorarium, als Ehrengabe ansehen dürfen, — denn Alles, was man ihnen gibt, ist so gut, wie auf den Altar Gottes gelegt —, so liest man doch aus den Worten heraus, daß sie nicht vergessen sollen, daß sie eben nur von milden Gaben leben, und sich dafür verpflichtet fühlen sollen, vor allem nicht anspruchsvoll werden oder gar über geringe Gaben schelten dürfen. Es blieb aber nicht bei solchen Verwarnungen. Die alten Kirchenordnungen sind geradezu mit Absicht bemüht, das Ansehen der Witwen zu schmälern und einem Mißbrauch ihrer amtlichen Stellung vorzubeugen. So betont die ägyptische Kirchenordnung, daß die Witwe nicht ordi-

niert werden soll, daß sie Nichts mit dem Abendmahl und dem Gottesdienst überhaupt zu schaffen habe. Sie will das Institut zwar nicht abschaffen, aber sie will die Witwe nur „eingesetzt" wissen zum Gebet: „Dies aber ist Etwas, das Allen gemein ist." Desgleichen wird ihre Ordination auf dem Nicänischen (325; 22. Kanon) und dem Laodicener Konzil (um 360) verboten und ihnen eingeschärft, daß sie sich zu den Laien und nicht zum Klerus zu rechnen hätten. Die Besorgnis, welche zu diesem Vorgehen führte, war nicht unbegründet, wie denn in der Kirche Westroms die Ausschreitungen der weiblichen Kirchenbeamten tatsächlich bald dazu führten, den Witwen ihre amtliche Eigenschaft und ihren Titel zu nehmen. Die Veranlassung dazu bot die montanistische Bewegung, bei welcher sich ja Frauen von Anfang an als Prophetinnen hervortaten. Im weiteren Verlauf der Bewegung kam es jedoch so weit, daß sich Frauen selbst die Verwaltung der Sakramente anmaßten und andere Rechte, welche bisher in der Kirche nur den Männern zugestanden waren. Dadurch ward lebhafter Widerspruch hervorgerufen und das Frauenamt in dieser Form besonders durch Tertullian als freche Ausschreitung gebrandmarkt und abgeschafft. So kam es, daß die abendländische Kirche von der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts an keine weiblichen Gemeindebeamten mehr kannte und Hieronymus in seinen Kommentaren seinen Lesern von den Diakonissen des Ostens als von einer fremdartigen Erscheinung berichtet. Dafür war aber zur Zeit des Hieronymus in der weströmischen Kirche bereits ein anderer Stand zu großem Ansehen gelangt, nämlich die gottgeweihten Jungfrauen. Sie spielen im Westen eine ähnliche Rolle wie die Diakonissen im Osten.

Wilhelm Conrad

Mütter und Töchter

Spannungen im Verhältnis zwischen Müttern und heranwachsenden Töchtern hat es von jeher gegeben. Daß sie in der Gegenwart häufiger und offensichtlicher sind, ist eine Folge der Frauenbewegung.

Es sind doch immer nur einzelne Mütter, denen es gelingt, sich in die neuen Ideen der Zeit mit ihren Töchtern einzuleben, oder deren andersartige Interessen und Bedürfnisse wirklich gelten zu lassen. Einer solchen Mutter kann die Tochter nie genug danken!

In der großen Mehrzahl der Familien haben wir heute auf Seiten der Mütter die Klagen, daß ihnen das Recht entzogen ist, in erster Linie die Leitenden für ihre Töchter zu sein, und den Schmerz über die zunehmende Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Kindes von der Mutter und damit seine Entfremdung von ihr und dem Elternhause. Hier stehen die Töchter in einem Konflikt zwischen der Pflicht der Pietät und einem unbezwinglich zur Entfaltung drängenden Eigentrieb. Es scheint, daß den Müttern ein Verständnis für ein solches heiliges Müssen durchschnittlich noch sehr fern liegt, sonst würden sie, statt mit Vorwürfen und Autoritätsdruck die Entwicklung zu hemmen, ihren Töchtern vertrauensvoll die Hand reichen. Hat doch das junge Menschenkind genau das gleiche Recht auf Eigenleben und Eigenarbeit wie die Eltern! Wir müssen versuchen es zu verstehen, warum fast allgemein dieser Widerstand von den Müttern erhoben wird, sobald die Töchter eigene Wege gehen wollen.

Ich glaube, die Mütter lieben ihre Töchter zu sehr. Und diese maßlose Liebe erkläre ich mir daraus, daß jene Mütter nur allein Mütter sind und sein wollen. Ihnen entschwindet Lebensinhalt und -zweck, wenn die Kinder ihrer Hut entwachsen. Sie wollen Gegenstände für ihre mütterliche Fürsorge behalten. Und ihr Ideal in der Erziehung ihrer Töchter ist die zukünftige Mutter.

Niemals darf das Leben einer Frau von der Mutterschaft allein ausgefüllt werden. Wir vertreten deshalb auch von diesem Gesichtspunkt aus die von der Frauenbewegung im Interesse der wirtschaftlichen Lage der Frau gestellte Forderung an alle Eltern, womöglich jedem Mädchen eine vollwertige Berufsausbildung zu geben, die sie in den Stand setzt, unabhängig von der Mutterschaft etwas Ganzes im Leben zu leisten.

Eine gute intellektuelle Bildung der Frauen ist um ihrer selbst und um ihrer Kinder willen zur Notwendigkeit geworden. Pflegen die Mütter bei sich selber bewußtes Eigenleben und sind sie von dem Glück erfüllt, das alle Eigenarbeit gibt, so werden sie die eigentümlichen Kräfte ihrer Kinder in ihrem göttlichen Wert erfassen. Sie werden eine Hilfe haben gegenüber der Gefahr der Mutterliebe, zu lange für ihre Kinder zu sorgen und zu denken.

Es liegt eine schwere Selbstüberwindung in zurückhaltender Liebe. Sie gehört aber mit zu der Aufgabe einer Mutter. Und nie war ja eine große Aufgabe leicht. Auch von den Müttern verlangt Gott etwas Ganzes.

Wir hoffen, daß die nächste Generation von Müttern ihre heranwachsenden Töchter mit einer freilassenden Liebe begleiten soll. Dann werden Mütter und Töchter sich jener erquickenden Harmonie freuen, die sich heute so selten findet. Die Sehnsucht nach ihr ist auf beiden Seiten groß.

Mathilde Jeß

Von aktuellen Sachen

Vom Parteinehmen — Vom Keplerbund — Von der preußischen Generalsynode — Vom Fall Jatho — Vom Liberalismus — Von der Polenfrage — Von den Freunden der Christlichen Welt

1. Vom Parteinehmen

Solon, so haben wir einst in der Schule gelernt, machte seinen Mitbürgern zur moralischen Pflicht, Partei zu nehmen. Ich denke, er hat damit gemeint, daß Glieder eines Gemeinwesens Stellung nehmen sollen in allen öffentlichen Angelegenheiten, nicht gleichgiltig bleiben und tun, als ob es sie nichts anginge. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß er damit habe verpflichten wollen zur unbedingten Parteinahme für eine Partei.

Der Anschluß an eine Partei ist heutzutage besonders schwierig, so oft er auch mit tönenden Worten verlangt wird. Wir sind gerade als gebildete Menschen zu sehr gewöhnt, die Dinge in all ihren Beziehungen aufzusuchen. Mit der steigenden Einsicht in die Kompliziertheit des Für und Wider wächst die Zaghaftigkeit zu einseitigem Entschluß. Auch sind wir im Innersten unsers Herzens wahrhaftiger, redlicher geworden: daher gestehen wir dem Gegner zu, daß er in dem und jenem Recht hat, und es ist uns eine harte Sache, dennoch im öffentlichen Kampf ihn behandeln zu müssen, als hätte er Unrecht. Wäre es gleich nur durch Abgabe des Stimmzettels; ein solcher ist doch immer eine einfache Stellungnahme mitten in noch so verwickelter Lage.

Auch gegenüber den kirchlichen und religiösen Streitfragen der Gegenwart ist es nicht leicht, Partei zu ergreifen. Unermüdlich sind zwar seit Jahrzehnten findige Geister beschäftigt, den tiefen Graben zwischen altem und neuem Glauben oder zwischen Glauben und Unglauben in der Kirche und in der Theologie zu ziehen, aber sie haben niemals verhindert, daß die Meisten mit beiden Beinen über dem Graben stehn. Auch die Scheidung von denen, die außerhalb des Schattens der Kirche leben, ja laut wider die Kirche protestieren, ist für die, die mit allem Bewußtsein zur Kirche halten, schwierig, ja unmöglich. Ideen, Bestrebungen, Klagen, Wünsche, die wir anerkennen müssen, in denen wir irgendetwas uns Verwandtes erkennen, überall. Selbst die römische Kirche steht unter dem Zeichen einer allgemeinen Bezogenheit auf diese moderne Welt; vergebens sucht der Archaismus eines frommen Papstes sie durch Enzykliken und Sermone daraus zu lösen. Viel deutlicher ist der Tatbestand bei uns: zuweilen scheint Alles auseinanderstreben und zerfallen zu wollen, aber dabei zeigt sich doch immer aufs neue, daß wir nicht aus einander können; ist zwischen Kirche und Welt ein Dutzend Fäden zerrissen, so schlingt sich rasch um beide ein neues Dutzend.

Mit diesen Allgemeinheiten möchte ich rechtfertigen, wenn

ich in den folgenden Kapiteln zwar zu aktuellen Sachen Stellung nehme, aber nicht im Namen oder im Sinne irgendwelcher Partei Auch nicht im Namen der „Freunde der Christlichen Welt.“ Wie wenig ich geeignet bin, das zu tun, dafür nur Ein Beispiel. Am 16. Dezember haben allerhand freireligiöse Verbände, darunter der Deutsche Monistenbund, ein Kartell geschlossen, das, wenn ich recht verstehe, den Namen führen soll: Das Weimarer Kartell. Sie haben sich dabei geeinigt auf ein dreifaches Ziel: 1. Freie Entwicklung des geistigen Lebens und Abwehr aller Unterdrückung — dafür bin ich durchaus. 2. Trennung von Kirche und Staat, 3. Trennung von Kirche und Schule — das halte ich beides für diskutabel. Halte ich es aber für diskutabel, so kann ich nicht einfach dawider Partei nehmen. Damit hoffe ich mich als Parteiführer hinlänglich diskreditiert zu haben und kann nun zu den aktuellen Sachen, auf die es mir ankommt, ohne Verzug übergehen.

2. Vom Kepler-Bund

Vom Weimarer Kartell zum Keplerbund ist nur ein Schritt. Besser ein Sprung, über den tiefen Graben.

Daß ich den Aufruf zur Gründung des Keplerbundes mit unterzeichnet habe, hat mir eine Fülle interessanter Erfahrungen eingebracht. Befreundete Zeitungen haben es völlig unbegreiflich gefunden. Ein Kollege von den Naturwissenschaften rief mir über die Straße zu: „Es ist mir leid und tut mir weh“ usw. Brieflich ward ich zur Rede gestellt, wieso ich, nachdem ich Reinke wegen seines Vorstoßes im Herrenhause so hart zur Rede gestellt habe, nun Arm in Arm mit Reinke den Keplerbund fördern könne.

Ja eben darum! Damals hatte ich von Reinkes Aktion im Herrenhause den Eindruck, daß der Arm des Staates in übereilter und mißverständlicher Weise herbeigerufen werde zur Unterdrückung einer geistigen Bewegung. Heute, beim Keplerbund, sehe ich im Gegenteil Männer mit rein geistigen Waffen wider dieselbe geistige Bewegung zusammenstehn. Und da ich eine solche Organisation des Widerstandes gegen den Haeckelschen Mißbrauch der Naturwissenschaft zur Verbreitung einer minderwertigen Weltanschauung nur begrüßen kann, bin ich für den Keplerbund. Ich bin ferner für den Keplerbund, weil er nun keineswegs, wie ihm zuerst wohl nahelag, dem Haeckelschen einen „christlichen Monistenbund“ entgegenstellen will, sondern weil er alsbald begriffen hat, daß er einer falschen Verwendung der Autorität der Naturwissenschaft nur begegnen kann, indem er vor allem für die reine Würde und Wirkung der Naturwissenschaft selbst sorgt. Mit wachsender Deutlichkeit hat er sich „die Förderung der Naturerkenntnis in der Gesamtheit unsers Volkes“ zum „positiven“ Zweck gesetzt und den Kampf als „negativen“ Zweck in den Hintergrund treten lassen.

Man könnte sagen: die Naturwissenschaft wird für ihre Würde schon selbst sorgen. Aber das ist nun eben nicht der Fall. Zwar ruht das Ansehen der Naturwissenschaft fest und sicher genug auf der unermüdlichen siegreichen Arbeit in den Laboratorien und Observatorien. Ungezählte Forscher und Lehrer tun da ihre Pflicht, ohne auf den Lärm des Kampfes um die Weltanschauung draußen zu hören. Was ist Haeckel heute überall da, wo wirklich exakt naturwissenschaftlich gearbeitet wird! Wo nehmen denn die naturwissenschaftlichen Fachzeitschriften von dem auch nur Notiz, was ihm und seinem Monistenbunde das Hauptanliegen ist! Fragt man näher zu, wie das komme, so begegnet man meist geringschätzigem Achselzucken gegenüber jenen Velleitäten!

Aber was weiß das Volk von dieser Lage der Dinge? Die Masse der Leser, nicht nur der „Welträtsel“, sondern unübersehbarer Schriften und Zeitungsartikel? Und wie kann da Aufklärung geschaffen werden? Nicht durch Apologetik. Nicht indem man Tendenz wider Tendenz setzt. Sondern indem man der Naturwissenschaft zu ihrer reinen Art und Ehre hilft — auch in den Augen des Volkes. Dem Forscher in seinem Zunftbetriebe mag daran wenig liegen; dem, der sein Volk lieb hat und der da weiß, daß das Volk ein richtiges Verhältnis haben muß auch zur Wissenschaft, liegt daran um so mehr.

Aber sind denn die Männer, die den Keplerbund gestiftet haben, auch unsers Vertrauens wert? Ich glaube doch.

Zwar hätte bei etwas mehr Umsicht der Kreis der von Anfang an Herangezogenen ein größerer sein können. Männer der Inneren Mission haben sich mit Männern, die ihrem Fach nach Naturwissenschaftler, ihrer Religion nach Pietisten sind, zusammengeschlossen: das gab den ersten Kern des Keplerbundes. Schon so war er nicht wertlos. Denn daß es Professoren der Medizin, der Physik, der Technik gibt, die zugleich im pietistischen Sinne fromm sind, weiß die Welt im allgemeinen nicht. Und doch hat der Pietismus uralte freundschaftliche Beziehungen gerade zu Mathematik und Naturwissenschaft. Ich meine, es ist gut, wenn durch den Keplerbund einmal deutlicher an den Tag kommt, daß es diese Verbindung noch immer gibt.

Nun aber haben sich die ersten Stifter weiter umgetan. So bin ich ja auch unter ihren Anhang gekommen. Die Freunde, die darüber die Köpfe geschüttelt haben, hätten sich wohl sagen können, daß ich nicht beigetreten bin, ohne an die Leitung des Bundes einige Gewissensfragen zu stellen. Ich gebe meinen Namen nicht leichtsinnig her. Aber ich gebe ihn umso lieber, wo ich dadurch einer noch gefährdeten Sache wirklich helfen kann. Wo ich so guten Willen fand und so gesunde Grundgedanken, gab es für mich keinen anderen Weg als mittun, und eine andre Parole weiß ich auch heute nicht für unsre Freunde als: mittun!

Ich sehe mich dabei in völliger Uebereinstimmung mit Bornemann in der Preußischen Kirchenzeitung und mit Burggraf in den Bremer Beiträgen. Auch die Vorhaltungen die Beide den Gründern des Keplerbundes machen, kann ich nur unterschreiben. Viel zu spät haben diese an die Philosophen gedacht, und viel zu zaghaft sind sie an die Theologen andrer Richtung herangegangen. Sie hätten sicher bei rechtzeitiger Begrüßung und Verständigung eine Anzahl namhafter Philosophen gewonnen, die praktisch mehr gewogen hätten als der Eine Lasson, dem ich die Genugtuung seiner Wahl ins Kuratorium übrigens gern gönne. Und wir Theologen konnten bei geschicktem Vorgehn zu einer Einheit gesammelt werden wie kaum aus anderem Anlaß, denn gegenüber der heutigen Naturwissenschaft ist unsre Stellung bis tief in die Prinzipien hinein eine wesentlich geschlossene. Aber freilich durch den überaus ehrwürdigen Hesekiel, der mit dem künftigen Direktor des Bundes zusammen allein im Kuratorium die Theologie vertritt, ist diese Tatsache nicht symbolisiert. Wo sind die Männer, die von Herrmann mit seinem 1879 erschienenen Buche an bis zu Otto, Titius und Wobbermin die Erkenntnis des Verhältnisses von Religion und Naturwissenschaft gefördert haben! Ich getraue mich heutzutage eine Ansicht davon zu vertreten, die auf der ganzen Linie der Theologie wesentliche Zustimmung erfährt. Und von dieser Lage will der Keplerbund nicht profitieren? Er wird es gerne. Aber er hat unterlassen, sich diese Tatsache für seine Einführung großzügig zu Nutz zu machen: ein nicht ganz leicht einzuholendes Versäumnis.

Pflege der Naturwissenschaft, ohne den Mißbrauch zu geschwinden Weltanschauungssystemen, wie sie heute Mode sind: vortrefflich. Aber die erkenntnis-theoretischen Grundlagen müssen dann fest und sicher sein. Den Pietisten pflegt es gerade an diesen zu fehlen. Bei der praktischen Art ihrer Frömmigkeit legen sie darauf keinen Wert. Wohl, aber wenn sie einen Keplerbund gründen, genügt nicht naive Frömmigkeit. Sie geraten sonst leicht in die falschen Künste einer Apologetik, die Niemandem dient, weder der Naturwissenschaft noch der Religion. Gerade auf diesem Punkte hat auch Dennerts Schwäche gelegen, der des Keplerbundes Vater ist und in dessen Händen auch seine wissenschaftliche Leitung ruhen wird. Dennoch versagen wir ihm unser Vertrauen nicht. Man vergleiche doch seine neueren Veröffentlichungen mit seinen früheren, und man wird sagen müssen: er ist schon gewachsen und wird unter der Wucht der Verantwortung, die jetzt auf ihm liegt, weiter wachsen.

Alles in Allem: mich freut, daß der Keplerbund da ist. Er füllt in der Organisation unsers geistigen Gesamtlebens eine Lücke aus. Selbst wenn er sich zu der Freiheit und Energie nicht erheben sollte, die ich ihm zutraue, kann er Nützliches

leisten. Aber indem wir uns an sein Programm und an seine Satzungen halten, rechnen wir zuversichtlich darauf, daß die ergriffene Aufgabe ihn durch ihre eigne innere Logik zu einer glücklichen Entwicklung führen wird. Und wer von unsern Lesern sich doch der Besorgnisse nicht erwehren kann, soll erst recht beitreten und mitarbeiten. R

Verschiedenes

Die Wartburg. Ein Denkmal deutscher Geschichte und Kunst. Dem deutschen Volke gewidmet vom Großherzog Carl Alexander von Sachsen. Dargestellt in 14 Monographieen, mit 706 Abbildungen im Text und auf 54 Tafeln in Kupferätzung, Holzschnitt, Heliographie und Farbendruck. Historischer Verlag Baumgaertel, Berlin W 30, XX and 743 Seiten Großquart. Gebunden 2,60 Mk.

Es werden wohl unter unsern Lesern Wenige sein, die dies Werk sich anschaffen können, denn es wird für ihr Budget zu teuer sein, obwohl es in Anbetracht des Geleisteten billig zu nennen ist. Aber zuweilen wird doch auch in unsern Kreisen Umschau gehalten nach Ehren- und Jubiläums-Geschenken. Da sollte von nun an dies Werk mit voranstehn zur Auswahl. Und aus diesem Grunde eilen wir, diese vorläufige Ankündigung zu geben. Denn der Berichterstatter, der über den Inhalt auf Grund gewissenhaften Studiums den Lesern berichten soll, wird beanspruchen müssen, daß man ihm ein wenig Zeit lasse. Ein Buch, das 22 Kilogramm wiegt, das von den verschiedensten Verfassern die mannigfaltigsten Beiträge vereinigt, das ebenso vom historischen wie vom kunsthistorischen, vom künstlerisch-technischen wie vom ästhetischen Standpunkte aus angesehen sein will, stellt ganz gewiß besondere Anforderungen an das prüfende Urteil. Aber wie dies auch ausfallen möge, das darf man heute schon sagen, daß wir es mit einem selten wohl vorbereiteten und durchgeführten Prachtwerke zu tun haben. Und daß dies unsrer Wartburg zu gute kommt, erfüllt uns mit Freude und Genugtuung. D H

Noris. Bayerisches Jahrbuch für protestantische Kultur 1908. Herausgegeben von Dr. Hans Pöhlmann. Nürnberg, Friedrich Korn 1908. 112 S. 1,80, gebunden 2,25 Mk.

Mit Noris, so genannt „in dankbarer Erinnerung der ehrenvollen Stellung, die die Stadt Nürnberg in der Geschichte der protestantischen Kultur einnimmt,“ tritt ein neues Unternehmen in die Erscheinung, das unsere besten Wünsche begleiten. Denn wenn in einem vom Klerikalismus regierten Lande Männer zu einem Jahrbuch für protestantische Kultur zusammentreten, so ist das eine patriotische Tat. Möchte es zugleich auch ein Omen sein!

Wie ein Programm steht an der Spitze des Jahrbuchs ein Aufsatz von Pfarrer Pauli über „protestantische Kultur,“ eine ganz vorzügliche Arbeit. Von großer Kulturfreudigkeit erfüllt, kann der Verfasser doch nicht in die weite Kreise ergreifende Kulturbegeisterung einstimmen. Denn unsere vielgerühmte Kultur ist doch noch keine wahre Kultur, sondern „nur eine Vegetation der menschlichen Fähigkeiten, gewissermaßen erst das Rohmaterial für wahre Kultur.“ So lange es dem Menschen nicht gelingt, sich über seine Arbeit zu stellen, so lange die Kulturarbeit den Menschen verbraucht, wie an den Beispielen des kirchlichen Systems, des Kapitalismus, des politischen Parteiwesens, des Verkehrswesens, von Gesetz und Recht gezeigt wird, solange ist wahre Kultur noch nicht erreicht. Und auch die ästhetische Kultur, wertvoll als Oberflächengestaltung, setzt doch ein starkes Innenleben voraus, das sie gestalten, aber nicht selbst schaffen kann. Das Problem der Kultur wird so zum Problem des Menschen. Dieses Problem aber ist grundsätzlich gelöst in der Person Jesu. In der unmittelbaren Fühlung mit dieser Persönlichkeit — nicht in der Autorisierung seiner Worte zu moralischen Geboten oder in der unvermittelten Annahme seiner Ideen — erlangen wir die Naturüberlegenheit und Welterhabenheit oder kurz den Glauben, der sich nicht von der Kultur tyrannisieren läßt, der aber seinerseits die kulturelle Arbeit als Feld zu wirklicher Betätigung bedarf. Durch die Betonung des inneren Lebens kommt der Protestantismus in Spannung mit der menschenverbrauchenden Kultur. Anderseits bedürfen beide einander: der Protestantismus gibt durch seine Anerkennung des Rechtes des natürlichen Lebens die Basis zu aller Kultur, wie umgekehrt seine Welterhabenheit ihm die überlegene Freiheit zur rechten Arbeit auf der Erde verleiht, während die Arbeit der Kulturseligen zur Knechtung durch die Kulturgüter führt. So kann und wird wahre Kultur nur gedeihen auf dem Boden fruchtbarer Wechselbeziehungen. — Auf politisches Gebiet führt der Herausgeber, indem er zeigt, wie Protestantismus und Liberalismus zusammengehören, sich aber noch nicht gefunden haben, da der Protestantismus zu dem religiösen Verständnis des Liberalismus aus dessen bisheriger Geschichte kein rechtes Vertrauen finden kann und der Liberalismus sich durch solche anscheinend konfessionelle Bindung kompromittiert fühle. Dies letztere Bedenken werde aber hinfällig, wenn man Protestantismus nicht im engen kirchlichen Sinne, sondern etwa mit Karl König als die große Kunst und den reinen Willen verstehe, jedes Leben und zumal das innerste, seiner Natur gemäß sich entfalten, entwickeln, darstellen und ausleben zu lassen. — Eine zeitgemäße Frage erörtert Professor Paul Johannes Rée: moderne Kunst und Kirche. Er beklagt, daß die Kirche nicht mehr wie in alten Tagen die Größten unter den Meistern berufe, sondern sich mit Vorliebe an die Kleinen, die ewig Gestrigen wende. Wenn er aber fragt, wo die Kirchen seien, in denen wir Bilder von modernen Meistern antreffen, so sei an Sachsen erinnert, wo man manchem modernen Künstler in den Kirchen begegnet: Sascha Schneider, Paul Herrmann, Osmar Schindler, Fritz v. Uhde u. A. — Das religionspädagogische Gebiet betreten wir mit den Ausführungen von Jakob Beyhl, der seine in der Abgeordnetenkammer erhobene Forderung der Gewissensfreiheit auch der Schulkinder näher begründet. — Indem ich darauf verzichte, die übrigen Beiträge zu registrieren, nenne ich nur noch eine ergreifende Geschichte von Olga Pöhlmann, die darstellt, wie ein Mensch dadurch, daß er zu einem Beruf gezwungen wird, seelisch und schließlich auch körperlich zu Grunde geht Eine Chronik, die über die gegenwärtige Lage des Protestantismus in Bayern unterrichtet, beschließt das Buch.

Der Gesamteindruck: eine Fülle wertvoller Beiträge prinzipieller wie aktueller Art. Dieser Gesamteindruck wird auch nicht durch einige Ausstellungen gestört, die bei einem derartigen Unternehmen natürlich leicht zu machen sind. Einen Wunsch möchte ich aber nicht unterdrücken. Er lautet: Etwas mehr Lokalfarbe, etwas mehr Blauweiß! So überrascht uns in dem Bayerischen Jahrbuch mancher Aufsatz, der mit demselben Recht oder Unrecht in jedem andern Jahrbuch sich finden könnte. Gewiß ist z. B. die Zusammenstellung von allerlei „Herrlichkeiten“ aus Meister Ekkehart verdienstlich und interessant. Aber Rittelmeyer, der sie bietet, könnte uns zu viel Anderes und besonders zu viel Eigenes sagen, als daß wir ihm für diesen Beitrag schon großen Dank zu schulden glaubten. — Wie der Herausgeber, so gestattet vielleicht auch der Verleger einen Wunsch, der da heißt: Heften! Es stört die Freude an einem Buche, wenn es sich beim Lesen in einzelne Blätter auflöst. Hans Weichelt

Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Mit Buchschmuck und Bildern von F. Müller-Münster u. A. Zwölfter Jahrgang. Berlin SW. 11, Deutsche Landbuchhandlung 1908. Gebunden 1,50 Mk.

Zum zwölften Mal geht dieses Jahrbuch aus, um in seiner Weise mitzuarbeiten im Dienste ländlicher Wohlfahrts- und Heimatpflege. Unter den Verfassern sind Namen von gutem Klang, neben dem Herausgeber vor allem Peter Rosegger. Von den mancherlei Gaben des Buches mag das Wort gelten: Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen. Ich fand Allerlei für Jung und Alt, für Landleut und Stadtleut, und bei diesen pflegt der Hunger nach gesunder Landluft zumeist größer zu sein. Christian Balzer

Gegen den Religionsschutz durch das Strafgesetz (§ 166). Vortrag, gehalten auf dem Pfarrertage in Hannover von Dr. Pfannkuche. Halle, Otto Thiele 1907. 26 S. 40 Pfg. (10 Stück auf einfacherm Papier 2,50, 20 Stück 4 Mk.)

Damit hätten wir nun endlich den authentischen Wortlaut der Pfannkucheschen Rede, von der die Zeitungen so viel berichtet haben. Da kann sich der Referent sehr kurz fassen: Nimm und lies! Der Druck könnte zwar teilweise besser sein, aber das spricht bei dem billigen Preise doch kaum mit. Der Vortrag an sich ist vortrefflich. Man begreift nicht, wie der „Deutsche Pfarrertag“ nach solchem Referat auch nur eine Minute lang noch im Zweifel sein konnte, wo in diesem großen Meinungskampfe sein Platz sei, auf Seiten des Evangeliums oder eines mißverstandenen angeblichen Staatsinteresses. Dieser Grundgedanke ist vorzüglich durchgeführt. Es steckt überhaupt Viel in den anspruchslosen Zeilen, mehr als der Fernerstehende ahnt. Die gesamte Literatur ist berücksichtigt und — was nicht bei allen Autoren der Fall zu sein pflegt, die sich zu dieser Angelegenheit zu äußern belieben — wirklich verarbeitet. Und dabei allenthalben mit Recht Zurückführung des Problems auf den Standpunkt des christlichen Gewissens und der evangelischen Auffassung vom Wesen der Religion. Zum Schluß einige Proben: „Bewahre unsere Obrigkeit, daß sie sich nicht vermesse, Dein Reich und Deine Ehre schützen zu wollen (Zitat aus Smends Kirchenbuch).“ „Es gibt gewisse Dinge, die vertragen es nicht, in Watte gewickelt zu werden, und zu diesen Dingen gehört nach evangelischer Auffassung auch die Religion.“ „Man kann vom Durchschnittsrichter unmöglich ein besonders feines religiöses Sensorium verlangen.“ „Der Versuch einer befriedigenden Neuformulierung des § 166 eine juristische Quadratur des Zirkels.“ Nochmals: Nimm und lies! Rothe

Kleine Mitteilungen. Vor allem seien die beiden Strophen, die wir oben Spalte 1 nach Kräften aus dem Englischen verdeutscht haben, in ihrer Ursprache hier wiedergegeben. Die erste ist von Tennyson und lautet:

Ring out the old, ring in the new,
ring out the false, ring in the true,
ring out the narrowing lust of gold,
ring out the thousand wars of old,
ring in the valiant man and free,
ring in the Christ that is to be.

Den Dichter der zweiten kennen wir nicht:

It fortifies my soul to know
That though I perish, truth is so;
That howsoe'er I stray and range,
Whate'er I do, Thou dost not change.
I steadier step, when I recall,
That though I slip, Thou dost not fall.

Das ganze Stück ist übersetzt aus dem soeben erschienenen Buche von Peabody: Mornings in the College Chapel. Second Series. Boston and New York 1907. Vermutlich wird es wie sein Vorgänger eine deutsche Ausgabe erfahren.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Dienstag 14. Januar 8 Uhr in der Aula des Friedrich Werderschen Gymnasiums Dorotheenstraße 13/14 II.: Nietzsches Herrenmoral und die christliche Persönlichkeit. Prediger Lic. Pfennigsdorf.

Breslau. Freitag 24. Januar 8 Uhr Rizzibräu, Zwingerstraße: Die Häckelsche Weltanschauung und das Christentum. Professor Wobbermin.

Hamburg. Montag 6. Januar 8 Uhr Gemeindehaus St. Georg Rostockerstr. 56: David Friedrich Strauß und sein Verhältnis zum Christentum. Pastor Petersen-Ottensen.

Korschen. Mittwoch 8. Januar mittags 12 Uhr Bahnhof Wartesaal II. Klasse: Paulus und Luther. Pfarrer Solty-Lyck. Gäste aus Ostpreußen willkommen.

Magdeburg. Dienstag 14. Januar 1/2 4 Uhr im Blauen Hecht Berliner Straße: Der christliche Gottesgedanke. Geh. Kirchenrat Professor D. Kattenbusch.

Nordhausen. Mittwoch 8. Januar 1/2 5 Uhr Hotel Schneegaß: Religion und Kunst. Oberlehrer Dr. Rahm in Sondershausen.

Plauen i. V. Freitag 17. Januar 8 Uhr bei Trömel, (Oberstock): Glaube, Aberglaube, Unglaube in ihrem Verhältnis zu Wissen, religiösem Erfahren und ethischem Wollen. Dr. Burk-Auerbach i. E.

Stuttgart. Montag 20. Januar 1/2 8 Uhr im Herzog Christoph Christophstraße 11: Die Sakramente. 2. Die Taufe. Dekan Ziegler-Neuenstadt.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 52. Die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in den russischen Ostseeprovinzen. Letztes Stück — D. Schulze-Königsberg über „Unsere Stellung zu den Bekenntnissen" — Verschiedenes

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Alexander Duncker Berlin

Nr. 52. Ein erster Rückblick auf die außerordentliche Generalsynode — Aus Preußen: Von der Generalsynode; Ostpreußen; Rheinland — Mancherlei.

Hauslehrer

Theologe, für 1. April gesucht; 2 Knaben Sexta und Quinta eines Gymnasiums. Gute Bahnverbindung Leipzig, Halle, Jena. **Wünning,** Rittergut **Kleinhelmsdorf** Bahnstation Weickelsdorf (Linie Zeitz-Camberg) Post: Dorf Roda (Bez. Halle)

Zum 1. April **Mädchen gesucht,** zuverlässig, gesund, an Ordnung gewöhnt, als treue Helferin der Hausfrau bei Kindern, im Häuslichen, gegen guten Lohn, freundliche Behandlung, Feriengewährung. Im Pfarrhause zu **Gehrde** bei **Osnabrück.**

Einbanddecken zur Christlichen Welt

sind wie in früheren Jahren durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag zu beziehen. 1,60 Mk., bei direkter Zusendung 1,90 Mk.

PIANOS von M 380 an **HARMONIUMS** von M 33 an
Höchster Rabatt. Kleine Raten. Miete. **Prachtkatalog gratis.**
Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Gegründet 1851.

DIE UMSCHAU

BERICHTET ÜBER DIE FORTSCHRITTE DER WISSENSCHAFT UND TECHNIK, SOWIE ÜBER IHRE BEZIEHUNGEN ZU LITERATUR UND KUNST.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

Die Umschau« zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Prospekt gratis durch jede Buchhandlung, sowie den Verlag H. Bechhold, Frankfurt a. M., Neue Kräme 19/21.

Der heilige Krieg

den einer der stärksten Gestalter, eine der umfassendsten Persönlichkeiten des deutschen Schrifttums gekämpft hat, kann durch

Friedrich Hebbels Briefe, Tagebücher, Gedichte

lebendig und belebend auf uns alle einwirken. Eine von Hans Brandenburg besorgte Auswahl darf eine geschlossene Selbstbiographie Friedrich Hebbels genannt werden, in der besonders die menschlichen Werte des Dichters zusammengefaßt sind, der von sich sagen konnte: „In mir ist gottlob der Mensch noch mehr als der Künstler."

1.80

418 S. m. Bildnis. Verlag: W. Langewiesche-Brandt, München-Ebenhausen

Soeben erschien in unserem Verlage

Denkschrift über den zwanzigsten deutschen evangelischen Kirchengesangvereinstag in Stuttgart am 8. und 9. Oktober 1907

Die Denkschrift enthält außer den Verhandlungen u. s. w. die Festpredigt des Stadtpfarrers **Gerok**-Stuttgart, die Gedächtnisrede auf Heinrich Adolf Köstlin von Professor D. **Sell**-Bonn und den Vortrag über: Die Bedeutung der freiwilligen Kirchenchöre für die musikalische Erziehung des evangelischen Volkes von Professor D. **Spitta**-Straßburg.

Preis 60 Pfg., bei 50 Stück je 50 Pfg., bei 100 Stück je 40 Pfg.

Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig

Dr. med. Wilhelm Winsch: Mein Christusbild. 4. vermehrte und verbesserte Auflage. 56 S. Preis 20 Pfg.

Der Verfasser hat in der neuen Auflage das Freiheitliche und Heldenhafte der Persönlichkeit Christi noch stärker zum Ausdruck gebracht. Wie Christus das alte Testament in seiner starren Verbindlichkeit aufgehoben hat, so rät der Verfasser es auch mit dem neuen Testament zu machen.

Zu beziehen durch die Verlagsbuchhandlung **Max Breitkreuz, Berlin C 2,** Neue Prommenade 7, gegen Einsendung von 25 Pfg. in 5 Pfg. Marken.

Kunstwart

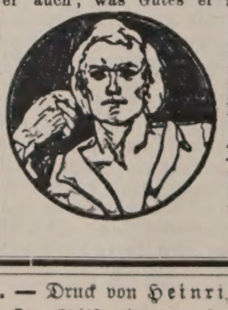
Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.

Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.50 f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Fr. Wilh. Grunow in Leipzig (Grenzboten)